# Widersprechende Fragmente neuerer Philosophen

aus

ihren Schriften.

aus dem Französischen übersetzt.

Vierter Theil.

Wittenberg und Zerbst.
Bey Sam. Gottfr. Zimmermann. 1781.

Die Angriffe des Weisen werden nie die Tugend treffen. Sie ist für die Menschen eine Feuersäule, welche sie auf dem Pfade dieses Lebens leiten soll — — Ihre Grundstütze ist oft mit Gesträuchen, Dornbüschen und giftigen Kräutern umgeben. — — Laßt uns daher diese unnützen Gesträuche ausrotten, welche sich um dies erhabene Denkmal ausbreiten.

**Versuch über die Vorurtheile.**

## Fortsetzung des fünften Buchs.

# Von der Geschichte.

## Dreyzehntes Kapitel.

## Schilderung einiger alten Weltweisen.

### §. 1.

### Epikur.

* Epikur ist von den Gelehrten aller Jahrhunderte auf eine hervorstechende Art für einen Mann von seltner Tugend erkannt worden, und es scheint, daß er in diesem Punkt alle andere Philosophen übertroffen hat. Er zeichnete sich nicht nur durch seine ehrerbietige Liebe

* *Discours sur la liberté de penses par Collins.*

Liebe gegen seine Eltern, durch seine Zärtlichkeit gegen seine Brüder, durch seine Gelindigkeit gegen sein Gesinde, durch seine allgemeine Rechtschaffenheit, durch seine Liebe zum Vaterlande, durch seine Keuschheit, Mäßigkeit und Genügsamkeit aus; sondern er war besonders durch die Art und Weise merkwürdig, wie er die Freundschaft unterhielt, welche man die vorzüglichste unter allen Tugenden nennen kann, die Tugend, welche einem Herzen, das sie nährt, das gröste Vergnügen des Lebens verursacht — ein Vergnügen, dessen der Bösewicht unfähig ist. Er besaß diese edle Eigenschaft in einem so hohen Grade der Vollkommenheit und flößte sie seinen Schülern so geschickt ein, daß seine Schule viel Jahrhunderte länger fortdauerte, als die übrigen und die Trennung nicht erfuhr, welche diese mehr oder weniger erfuhren, und welche ihren Untergang beförderte. So entgegen auch Cicero den philosophischen Meinungen des Epikur war, und so viel Mühe er sich unter dem Namen des Cotta gab, das System desselben vom Ohngefähr umzustossen, so giebt er ihm doch folgendes Zeugniß: Epikur, sagt er, behauptet, daß unter allen Dingen, welche uns die Weisheit verschaffen könne, um ein glückliches Leben zu führen, die Freundschaft das vornehmste, allgemeinste und angenehmste Vergnügen verursache. Diese Meinung

nung behauptet er nicht blos in seinen Schriften, sondern er hat sie in seinem Leben und in seinem Umgang durch Beispiele erwiesen. Er verdient um so viel mehr Lob, weil die Beispiele dieser Freundschaft in der Mythologie der Alten selten sind, welche, so weit umfassend und mannigfaltig sie auch ist, uns von den Zeiten des Theseus an, bis zum Orest nur drey aufstellt. Allein, welche Schaaren Freunde drängten sich von allen Seiten in die kleine Wohnung Epikurs, und welche bewundernswürdige Harmonie herrschte unter ihnen!

* Die Moral des Epikur, die von seinen Gegnern so ungerechter Weise verschrieen worden ist, führt offenbar nur auf einem andern Wege, zu eben dem Ziel, zu welchem die Moral des Stifters der stoischen Sekte führt. Wenn Epikur das höchste Gut in der Wollust setzet, so will er nicht zur Ausschweifung, zum Laster und zu zügellosen Sitten einladen, welche der Natur eines verständigen Wesens nicht gemäs sind, sondern im Gegentheil zum gewissen Untergang führen. Er ladet vielmehr zur Tugend ein, welche dem einzeln Menschen, so wie der ganzen Gesellschaft, allein innere Zufriedenheit, Ruhe und einen dauerhaften Genuß wahrer Güter verschaffen kann. Der Stoiker bemühete sich, den Menschen auf einem mühsamen, rauhen und abschre



* *Systeme social.*

schreckenden Wege zum Glück zu führen. Epikur zeichnete ihm einen leichtern, natürlichern und anziehendern vor. Um den Mensch glücklich zu machen, dachte iener, müßte man seine Natur verändern, ihm seine Leidenschaften nehmen, und ihn völlig unempfindlich machen. Dieser glaubte, daß man seinen Leidenschaften nur die rechte Richtung geben, sie ordnen, sie als Mittel zu seinem Glück brauchen müsse. Zeno hat leere oder falsche Begriffe von der Natur gehabt, nach welcher sich der Mensch bequemen sollte. Epikur verlangte, daß sich der Mensch nach einer wahren Natur bequemen sollte, die durch Vernunft und Gewissen geleitet in Stande ist, ihm eine reine Wollust, das heißt, eine daurende Glückseligkeit, welche der Gegenstand seiner Wünsche ist, zu verschaffen.

## §. 2.

## Cicero.

* Obgleich Cicero, ein eben so großer Philosoph als treuer Patriotkonsul war und in öffentlichen Bedienungen stand, welche die Menschen verbinden, vorsichtig und nicht zu offenherzig zu seyn, so gab er doch stets augenscheinliche Beweise von seiner Freiheit im Denken. Da er die Meinungen der Akade-

miker

* *Discours sur la liberté de penser.*

miker oder Skeptiker zugethan war, so machte eben dies es ihm zur Pflicht, die Lehre aller übrigen Philosophen zu untersuchen, um zu sehen, ob in einem ihrer Systeme einige Gewisheit anzutreffen sey. Dies gab ihm Gelegenheit, zwo Abhandlungen zu verfertigen — eine über die Natur der Götter, worin er sich bemühet hat, die Schwäche aller Beweise zu zeigen, deren sich die größten Deisten des Alterthums, die Stoiker, bedienten, um das Dasein der Götter darzuthun — und die andere über die Vorhersagung, welche er zur Umstürzung der ganzen Religion der Griechen und der Römer, die sich rühmten, sie sey ihnen offenbaret worden, anwendet. Um desto leichter zu seinem Zweck zu kommen, deckt er den Betrug ihrer Wunder und die Schwäche der Gründe auf, worauf ihrer Behauptung nach, diese ganze Religion beruhete. Man kann sagen, daß Cicero, der alle Werke der Philosophen gelesen, die gelehrten Gegenstände seines Zeitalters durchdacht, und selbst die Philosophie zu seiner Hauptwissenschaft gemacht hatte, uns seinen eignen Charakter und den der meisten Philosophen hat aufbehalten wollen, indem er seine und ihre Meinungen erzählt, und als wahrscheinlich vorstellt, daß diejenigen, die sich auf die Philosophie legen, nicht glauben, daß es Götter gebe, nehmlich solche, wie der grosse Haufe annehme — —

Wenn

Wenn die Leser der Schriften des Cicero diesen berühmten Schriftsteller recht zu verstehen suchen, so werden sie finden, daß er sich durch seine Freiheit im Denken eben so empfehlenswerth gemacht hat, als durch seine Philosophie, Beredsamkeit, Tugend und Liebe zum Vaterlande. Sie werden in allen seinen Werken keine Stelle antreffen, welche dem Aberglauben das Wort rede, ausser denen, die er augenscheinlich niederschrieb, um entweder einer Schwürigkeit auszuweichen, oder um seine Geschicklichkeit, einen Beweis ganz nach seinem Gefallen zu drehen, zu zeigen — und außer den übrigen, die er in seinen Reden einmischte, um sich bey dem römischen Pöbel in Achtung zu setzen, der wie in andern Ländern überaus abergläubisch war — — Doch dem sey, wie ihm wolle, Cicero's Eifer gegen alles, was den Schein des Aberglaubens an sich hat, verleitete ihn oft, seine eigne Maxime zu vergessen, und entlockte ihm zuweilen in seinen öffentlichen Reden Dinge, die er nur in einer Versammlung von Philosophen ohne Gefahr sagen konnte. Ich mögte nicht gern, sagt er, daß ihr euch überredetet, die Furien verfolgten so, wie man sie auf dem Theater vorstellt, würklich mit brennenden Fackeln die Ruchlosen ohne Unterlaß auf Befehl der Götter. Die eigne Ungerechtigkeit eines ieden, seine eigne Bosheit, Schande und ver-

verzweiflungsvolle Frechheit bringen ihn ausser sich, und verwirren seine Gedanken. Dies sind die Furien die den Lasterhaften quälen, dies die Fackeln und Feuerflammen — An einem andern Ort sagt er: Wann ihr dem Volke mit giftvoller Beredsamkeit schmeichelt, wann ihr die Häuser der Bürger umstürzet, wann ihr die würdigsten Senatoren mit Steinen von dem öffentlichen Markt verjagt, wann ihr die Häuser eurer Nachbaren in Brand stecket und die Tempel in Aschenhaufen verwandelt, wann ihr die Sklaven zum Aufruhr reitzet, wann ihr die Feier des Gottesdienstes störet, wann ihr durch eine schändliche Brunst entzündet unter eurer Frau und Schwester keinen Unterschied macht, und euch nicht darum bekümmert, wessen Ehebette ihr beflecket, wann ihr den rasenden Bacchanten gleich, euch der zügellosesten Wuth und Frechheit überlasset, dann werdet ihr den schrecklichen Strafen zur Beute, welche zur Züchtigung der Schandthaten der Menschen bestimmt sind.

Cicero liebte die Philosophie, aber er liebte die Ehrenstellen noch mehr. Er besaß Weisheit, aber er besaß noch mehr Ehrgeitz. Seine Fürsorge für die Republik, seine feinen Ränke zu Rom, seine Geschäftigkeit, sich hier einen Anhang zu verschaffen, entzogen ihm den

 grösten

grösten Theil seiner Zeit und seiner Aufmerksamkeit. Er behielt nur so viel davon übrig, daß er die Wissenschaften flüchtig treiben konnte. Man muß sich daher nicht wundern, wann Cicero zu einer Zeit, wo die Philosophie viel dunkler war als iezt, und wo die Wege, welche durch eine regelmäßige Untersuchung zur Gewisheit führen, weniger bekannt waren als iezt, man muß sich nicht wundern, sage ich, wann zu dieser Zeit Cicero, der nur seine Muße anwenden konnte, die Meinungen der Philosophen zu überschauen, den Entschluß gefaßt hat, zweifelhaft zu bleiben. Er konnte sich nicht leicht zu etwas erklären und sich nicht ganz dem Geschäft der Untersuchung widmen — — Dies war eine grosse Schwäche des Cicero. Seine Tugend fühlte den Mangel seiner Einsichten — sie wankte sogar — sein Herz war unschlüssig wie sein Geist und diesen Cicero, den man als einen der grösten Männer bewundert, wenn er als Philosoph spricht, muß man als einen schwachen Kopf verachten, wann er sich in seinen Briefen natürlich schildert. Unfähig sich auf eine Seite zu neigen, immer mit Schwürigkeiten umringt, woraus er sich nicht zu wickeln weis, immer in Unruhe und vom Schrecken überwältigt. Indessen wollen wir sehen, wie Cicero über die Unsterblichkeit der Seele dachte, und wie er unter dem Namen

des Cato davon spricht. Wir rücken eine Stelle aus seiner Abhandlung übers Alter ein:

„Ich sehe nicht ein, warum ich nicht wagen sollte, euch zu sagen, was ich selbst vom Tode denke, da ich ihn desto besser im Gesicht zu haben glaube, ie näher ich ihm bin. Ich bin der Meinung, P. Scipio und C. Lälius! daß eure Väter, diese so berühmten Männer, die meine besten Freunde waren, noch leben, und zwar ein Leben geniessen, daß allein Leben genannt zu werden verdient. Denn so lange wir in diesen Banden des Körpers gefesselt sind, haben wir ein gezwungenes Amt und schweere Arbeit. Denn die Seele von himmlischer Abkunft ist von ihrem erhabensten Wohnsitz herabgestossen, und gleichsam verwiesen, auf diese Erde — einen Auffenthalt, der der göttlichen Natur und der Ewigkeit gar nicht angemessen ist. Allein ich glaube, daß die unsterblichen Götter die Seelen in die menschlichen Körper gepflanzt haben, damit Geschöpfe da seyn mögten, welche den Erdboden sehen, die Ordnung der Himmelskörper betrachten, und diese Ordnung in ihrer Lebensart und Regelmäßigkeit nachahmen könnten. Nicht allein Nachdenken und gelehrte Gespräche, sondern auch die Erhabenheit und das Ansehen der grösten Philosophen haben mich zu dieser Meinung bewogen. Ich hörte,

Pythagoras und seine Schüler, wie auch dieienigen, die fast unsere Landsleute und ehedem italiänische Philosophen genannt worden sind, hätten nie gezweifelt, daß unsere Seelen Theile des allgemeinen göttlichen Geistes wären. Ueberdem wurde ich noch von dem unterrichtet, was Sokrates, der von dem Orakel des Apollo für den weisesten Menschen erklärt wurde, an seinem letzten Lebenstage über die Unsterblichkeit der Seele gesagt. Kurz, dies ist meine Ueberzeugung, mein Urtheil, daß, da die Seele so große Thätigkeit, so starke Erinnerung des Vergangenen und Vorsicht in Ansehung der Zukunft besitzt, zu so viel Künsten, Wissenschaften und Erfindungen aufgelegt ist, daß ein Wesen, das zu allen diesen Dingen Fähigkeiten hat, nicht sterblich seyn könne und, da die Seele in beständiger Bewegung ist, und keine fremde Ursach der Bewegung hat, weil sie sich selbst bewegt, die Bewegung nicht aufhören werde, weil sich die Seele nie selbst verlassen wird, und da ihre Natur einfach, auch mit nichts vermischt ist, was ihr ungleich oder unähnlich wäre, sie nicht getheilt werden könne. Wenn sie nun nicht getheilt werden kann, so kann sie auch nicht sterben. Ein starker Beweis, daß die Menschen vor ihrer Geburt viel wissen, ist, weil schon Knaben, wenn sie die schwersten Künste lernen, eine unzählbare

Men-

Menge Sachen so geschwind fassen, daß es scheint, als ob sie dieselben nicht zum erstenmal hörten, sondern nur wieder daran erinnert würden. Beym Xenophon sagt der ältere Cyrus mit sterbenden Lippen folgendes: Glaubet nicht, meine lieben Kinder, daß, wenn ich euch verlasse, ich an keinem Orte oder gar nicht mehr seyn werde. Wie ich bey euch war, sahet ihr meine Seele auch nicht. Aber daß sie in diesem Körper sey, schlosset ihr aus dem, was ich vornahm. Glaubet ihr daher, daß sie noch vorhanden sey, wenn ihr sie auch nicht mehr handeln sehet. Würde man berühmten Männern nach ihrem Tode noch Ehre erweisen, wenn ihre Seelen nichts thun könnten, wodurch sie ihr Andenken erhielten? Mich hat man nie überreden können, daß die Seelen nur so lange lebten, als sie in den sterblichen Körpern wären und stürben, wenn sie dieselben verliessen, oder daß die Seele ohne Verstand sey, wenn sie von dem verstandlosen Körper getrennt wäre, sondern ich glaube, daß, wenn sie von aller Verbindung mit dem Körper befreiet, rein und lauter zu seyn angefangen hat, sie erst recht verständig sey. Wann ferner die Natur des Menschen durch den Tod aufgelöset wird, so siehet man, wo die Ueberreste bleiben. Sie gehen alle dahin zurück, woher sie ihren Ursprung gehabt. Aber die Seele allein ist weder zu sehen, wenn sie

da ist, noch wenn sie abscheidet. Ihr wisset schon, daß nichts dem Tode so ähnlich ist, als der Schlaf. Nun aber geben die Seelen der Schlafenden am besten zu erkennen, daß sie etwas göttliches sind. Denn sie sehen, wenn sie in Ruhe und Freiheit sind, viel zukünftige Dinge vorher. Man kann also daraus schliessen, was sie werden werden, wann sie sich ganz von den Banden des Körpers losgemacht haben. Verhält sich dieses nun so, so müßt ihr mich einmal als einen Gott verehren. Wenn aber die Seele mit dem Körper zugleich zerstöhrt wird, so müßt ihr doch aus Ehrfurcht für die Götter, welche diese schöne Welt regieren, mein Andenken unverlezt in Ehren halten. Dies sagte Cyrus noch sterbend — Wir wollen iezt, wenn es euch nicht zuwider ist, unsere eigne Gedanken vortragen. Niemand, mein lieber Scipio, wird mich iemals überreden, daß entweder dein Vater Paulus, oder deine beiden Großväter Paulus und Afrikanus, oder des Afrikanus Vater oder Vatersbruder oder viel andere fürtrefliche Männer, die ich nicht einmal anführen mag, so grosse Thaten verrichtet haben würden, welche der Nachwelt noch im Gedächtniß bleiben mußten, wenn sie nicht eingesehen hätten, daß die Nachwelt sie etwas angienge. Oder — damit ich doch auch nach alter Leute Art von mir selbst mit Ruhm spreche — denkst du, daß ich Tag und Nacht zu Hause und im

Krie=

Kriege so viel mühvolle Arbeiten übernommen haben würde, wenn ich meine Ehre blos auf die Grenzen dieses Lebens eingeschränkt hätte? Wäre es nicht viel besser gewesen, mein Leben in Stille und Ruhe ohne alle Geschäfte und Zwistigkeiten zuzubringen? Allein ich weiß nicht, wie sich meine Seele immer über das Gegenwärtige erhob und die Zukunft vor Augen hatte, gleichsam als ob sie nach diesem Leben erst recht leben würde. Wenn es sich nicht so verhielte, daß die Seelen unsterblich wären, so würde die Seele iedes Rechtschaffenen nicht so sehr nach dem Ruhm der Unsterblichkeit streben. Woher kommt es, daß ieder Weise gern, und ieder Thor höchst ungern stirbt? Scheint es euch nicht, daß die Seele, die mehr und weiter sieht, wahrnehme, sie gehe in einen bessern Zustand über; derienige aber, dessen Blicke stumpfer sind, dies nicht sehe? Ich brenne in der That vor Begierde, eure Väter, die ich geschätzt und geliebt habe, zu sehen, und ich wünsche nicht blos, mich zu denen zu gesellen, die ich gekannt, sondern auch zu denen, von welchen ich gehört und gelesen, und deren Thaten ich selbst beschrieben habe. Wenn ich zu ihnen reisete, so sollte mich gewiß so leicht keiner zurückziehen, noch mir, wie dem Pelias, ein neues Leben geben, und wenn mir irgend ein Gott die Freiheit geben wollte, daß ich aus diesem Alter wieder

in die Kindheit zurückgehen und in der Wiege weinen könnte, so würde ich es gewiß nicht annehmen. Ich wünsche auch nicht meine Laufbahn, nachdem ich sie vollendet, von neuem wieder anzufangen. Denn was hat das Leben für Freuden? Hat es nicht viel mehr Beschwerden? Doch es mag auch iene haben, Man findet sehr bald Sättigung und Genüge? Ich finde keinen Gefallen daran, das Leben zu beweinen, welches viele und zwar gelehrte Männer gethan haben; und es gereuet mich nicht gelebt zu haben, weil ich so gelebt, daß ich nicht vergebens da gewesen zu seyn glaube. Ich werde das Leben so wie eine Herberge, nicht wie ein Wohnhaus, verlassen. Denn die Natur hat uns diese Herberge gegeben, um uns eine Zeitlang darin aufzuhalten, aber nicht um darin zu wohnen. O glücklicher Tag! an dem ich zur Gesellschaft und Versammlung iener himmlischen Geister übergehen, und mich von diesem herabgesunkenen unwürdigen Haufen trennen werde! Denn ich begebe mich nicht allein zu den grossen Männern, die ich vorhin genannt habe, sondern auch zu meinem Cato, der der beste und rechtschaffenste Mensch war, und dessen Körper von mir verbrannt worden ist, da er lieber den meinigen hätte verbrennen sollen. Sein Geist aber hat mich nicht verlassen, sondern sieht auf mich zurück, und ist

nur

nur an den Ort vorausgegangen, wohin er wußte, daß ich selbst nachkommen müßte.„

In der ersten der tuskulanischen Streitfragen, die sich mit der Verachtung des Todes beschäftigt, spricht er in eben dem Ton, und führt die Beweise für die Unsterblichkeit noch weiter aus. Er merkt an, daß die Seele eigentlich sieht und hört und alles in sich vereinigt, was wir den Sinnen zuschreiben. Er zeigt, daß ihr Ursprung nicht irrdisch seyn kann, ermuntert, die Fürtreflichkeit derselben zu erkennen, und behauptet, daß dies der Sinn der Vorschrift sey: **Kenne dich selbst.** Er schließt endlich damit, daß wir nach dem Tode selbst Götter seyn, oder wenigstens ewig mit ihnen leben werden.

## §. 3.

## C a t o.

Vom Cicero wollen wir uns zu einem seiner berühmtesten Zeitgenossen wenden, nemlich zum Cato von Utica, dem Velleius Paterkulus den Lobspruch beilegt, er sey ein Mann von so großer Tugend, daß er das wahre Ebenbild derselben sey, und daß er wegen seiner weisen Handlungen mehr den Göttern als den Menschen gleiche, daß er nie

eine gute Handlung aus Ehrgeitz verrichtet, sondern weil es ihm unmöglich war, anders zu handeln, daß er nur das für vernünftig gehalten, was gerecht gewesen, und daß er frei von den gewöhnlichen Schwachheiten der Menschen immer Herr über sein Glück gewesen sey. Paterkulus ist nicht der einzige, der die Ehre gehabt hat, die Verdienste dieses grossen Mannes in ihrem Lichte darzustellen. Lukan hat der Weisheit und Tugend desselben ein erhabenes Denkmal errichtet. Er nahm die Gelegenheit dazu von der Ankunft des Cato bey dem Tempel des Jupiter Ammon her, wie er an der Spitze einer Armee Afrika's Wüsten durchkreutzte:

"An den Pforten des Tempels, in dem der Afrikaner anbetet, sieht man ehrfurchtsvoll die Völker des Orients, die den Herrn des Schicksals um Rath fragen wollten. Sogleich läuft ieder zum Anführer der Römer. Man fordert ihn auf, einem so guten Beispiel zu folgen, den Gott, den man in diesem Tempel verehrt, zu fragen und zu erforschen, für wen sich der Himmel endlich erkläret, und eine sichere Zuversicht auf den Orakelspruch zu setzen. Herr, sagte einer von den Seinen, zu diesem ehrwürdigen Ort haben die, unsern Absichten vielleich günstigen, Götter unsere Schritte geleitet, um unsern Wünschen

gemäs

gemäs unser Vorhaben durch einen göttlichen Orakelspruch zu billigen. Wem kann sich der mächtige Gott, der die Natur regiert, besser offenbaren als deiner so reinen Seele, die sich jeden Tag durch Achtung seiner Gesetze würdig macht, von ihm gehört und unterwiesen zu werden? Ein Sterblicher, der Uebung seiner Pflichten sich bewußt, darf Ansprüche machen, mit Gott zu reden und seine Stimme zu hören. Wage es also heut, wage es, mit ihm dich zu unterhalten. Gehe hinein, vernimm von diesem Gott, was die Zukunft verhängt hat, was seine Vorsehung über den stolzen Cäsar beschlossen, wie sein Glück oder sein Fall beschaffen seyn wird, wenn unsere verachteten Götter seine Züchtigung bewürken, oder uns die Früchte der bürgerlichen Unruhen rauben werden, oder frage wenigstens, du Freund der strengsten Tugend, welches ihr Wesen und was ihr Lohn ist. Und da dich das Ohngefähr an diesen Ort führt, so unterrichte dich selbst von deinen Pflichten bey dem Gott, der allein die Zweifel deiner Seele zerstreuen kann.

Bey diesen Worten sprach der Held voll von dem Gott, der ihn begeistert: Ich weiß, ohne daß mich dieser Gott durch seine Stimme unterrichtet, die Grenzen und die Bestimmungen meiner Pflicht, und um gewiß zu seyn,

daß das Leben ein trauriges Geschenk ist, ein langer Streit, dessen Ausgang Furcht erweckt, daß ein ruhmvoller Tod besser ist als Bande, frage ich weder die Götter noch die Hölle. Ohne daß Jupiter Ammon meinen Geist aufklären darf, weiß ich, daß die Tugend unverletzlich ist, daß ein edelmüthiges Herz in sich selbst seinen Trost findet, und daß äußere Uebel nicht ins Innere dringen, daß, wenn es standhaft ist, weder Glück noch Unglück dasselbe verführen oder beunruhigen. Ich weiß, daß der glücklichste Fortgang im Kriege die wahre Ehre nicht befördert, und daß der wahre Ruhm nicht im Glück besteht. Wenn wir aus einem fruchtbaren Nichts zum Seyn übergehen, so legt der Himmel die nöthige Kenntniß in unser Herz. Wir finden überall Gott, überall redet er zu uns. Wir wissen, was seinen Zorn erregt und entwafnet. Jeder hat in seinem Innern einen heilsamen Rathgeber, wenn der Reitz der Sinne ihn nicht schweigen macht. Sollen wir glauben, daß in diesem Tempel ein Gott eingeschlossen sey, und die Wahrheit in diesen Sandwüsten vergraben habe? Kann dieser erhabne Monarch wohl eine andere Wohnung als die Himmel, die Erde und das Herz des Rechtschaffenen haben? Er ists, der uns erhält, uns führt; seine Hand ists, die uns leitet, sein Licht, das uns leuchtet. Alles, was wir sehen, ist dies

höch-

höchste Wesen selbst, oder doch wenigstens für uns ein Stral desselben? Warlich, der lebendige Unterricht, den Gott bey unserer Geburt uns ins Herz gräbt, ist für mich hinlänglich. Auf ein oder das andere Loos ist meine Seele bereitet. Nichts ist ihr sicherer als ein gewisser Tod. Lasset uns also, o Römer, einen so schimpflichen Beistand den Seelen überlassen, die eine zweifelhafte Zukunft schreckt. Wir schweben schon zu lange in Ungewißheit. Laßt uns also fliehen, diese Gegenden verlassen, und unsern Weg weiter fortsetzen.

Der Held nahm hierauf seinen Spieß, führte seine Leute an, und gieng Lybiens drohenden Gefahren entgegen. Er war der Erste bey Uebernehmung der größten Strapazen, und der Letzte bey Aufsuchung eines Linderungsmittels in Leiden. Alle seine Leute fühlten in seinen Fußtapfen ihre Mühseligkeiten weniger. Sein Beispiel war für sie Befehl. Aber wann nach der Ermüdung eines beschwerlichen Marsches ein glückliches Thal ihnen eine Quelle zeigte, wenn ihren ermatteten Körpern dies Labsal gereicht werden mußte, dann folgte er ihrem Beispiel nach, und war nicht mehr Vorgänger.

Gewiß, wann die Tugend ein bleibendes Andenken verschaft, wenn sie auch ohne Glück zum Tempel der Ehre führt, so ist diese un-

fruchtbare Unternehmung glorreicher, als alle herrliche Thaten unserer Vorfahren. Wenn gleich Afrika diese Tugend hat betrogen gesehen, so sind doch die scythischen Unternehmungen von größerm Werth als die Triumphwagen des Pompeius. Und iene berühmte Helden, welche die Ehre gekrönt hat, sind in Vergleichung mit dem Cato, Kinder des Glücks. Siehe, Rom! siehe, das ist der Beschützer Hesperiens, der Vater des Staats, die Stütze seines Vaterlandes, der Retter und Vertheidiger deiner sterbenden Rechte, bey dem du mit mehr Zuversicht schwören kannst, als bey deinen Herrschern, der den Weihrauch, den du entheiligst, und die Ehrenbezeugungen, die du verschwendest, mehr verdient als iene unwürdigen Schatten.

## Vierzehntes Kapitel.

## Besondere Nachrichten von Mahomed.

### §. 1.

### Seine Herkunft — Anfang und Fortgang seiner Gesetzgebung — seine Sitten und Wunder.

*Mahomed, der Stifter einer Religion, die bald sehr weit ausgebreitet wurde, und

* *Analyse de Bayle.*

und noch ausgebreit ist, wurde zu Mecca in Arabien im sechsten Jahrhundert gebohren. Man ist über sein Geburtsjahr und seine Familie verschiedener Meinung. Aber jedermann giebt zu, daß sein Vater Abdalla und seine Mutter Emina arm gewesen sind. Abdalla starb zween Monate vor Mahomeds Geburt. Emina folgte ihm nach sechs Jahren, und Abdolmutleb, des Abdalla Vater, starb zwey Jahr nach ihr. Dies Kind muste also von Abutaleb, seinem Onkle, erzogen werden. Abutaleb und seine Frau waren mit der Aufführung ihres Vetters sehr zufrieden. Allein, da sie nicht reich genug waren, um ihn zu verheirathen, so hielten sie für zuträglich, ihn bey einer Frau in Diensten zu geben, welche nach Syrien handelte. Diese Frau, die Chadighe hieß, verliebte sich in den Mahomed, ihren Fuhrmann oder Kameeltreiber, und heirathete ihn. Er war damals fünf und zwanzig Jahr alt. Er zeugte mit dieser Frau drey Söhne, die sehr jung starben, und vier Töchter, die gut verheirathet wurden. Da er mit der fallenden Sucht behaftet war, und seiner Frau seine Krankheit verbergen wollte, so überredete er sie, er bekäme diese krampfhaften Zufälle, weil er den Anblick des Engels Gabriel nicht ertragen könnte, der ihm auf Befehl Gottes vieles über die Religion verkündigen wollte. Cha-

dighe, die sich entweder betrügen lies, oder sich nur so stellte, machte von Haus zu Haus bekannt, daß ihr Mann ein Propyet sey, und suchte ihm dadurch Anhänger zu verschaffen. Sein Bedienter und einige andere Personen, die er auf seine Seite zog, versuchten dasselbe, und zwar mit so glücklichen Erfolg, daß die Obrigkeit zu Mecca einen Aufruhr befürchtete. Um nun den Unordnungen vorzubeugen, welche das Entstehen einer Sekte gewöhnlich hervorbringt, beschlossen sie, den Mahomed aufzuheben. Allein, er wurde davon benachrichtigt, und nahm die Flucht. Wie er Mecca verlies, flüchtete er mit einer kleinen Begleitung nach Medina. Aber kurz darauf gesellten sich viele seiner Schüler zu ihm. Er säumte nicht, sein Vorhaben, seine Religion mit Hülfe der Waffen auszubreiten, bekannt zu machen. Er gab seinem Onkle Hamza seine große Fahne, und schickte ihn mit dreißig Mann auf gut Glück aus. Dieser erste Versuch war fruchtlos. Der zweete aber war glücklicher. Er fiel mit dreihundert und neunzehn Mann eine Caravane von ohngefehr tausend Koreischiten * an, schlug sie und machte beträchtliche Beute.

Nach

* So nennte man die Leute seines Stammes. Sie verfolgten ihn am hitzigsten und wiegelten die Obrigkeit zu Mecca gegen ihn auf.

Nach vielen wichtigern Treffen machte sich Mahomed im achten Jahr der Hegira die Stadt Mecca unterwürfig. Er starb drey Jahr nachher zu Medina, wenn man einigen Geschichtschreibern glauben darf, in einem Alter von drei und sechzig Jahren.

Es ist schweer, das Wahre von seinen Handlungen zu erfahren. Merkwürdig ist, daß er selbst gesagt: er thue keine Wunder und doch schreiben ihm seine Anhänger viele zu. Seine Geilheit war ohne Zweifel Ursach, daß er die Vielweiberei mit einiger Einschränkung, und den Konkubinat ohne alle Ausnahme erlaubte. Er wagte nicht, der einzige zu seyn, der dies Vorrecht genösse, ob er gleich in Ansehung der Blutschande die Verwegenheit hatte, sie seinen Anhängern zu untersagen, und sich selbst durch ein besonderes Vorrecht die Erlaubniß dazu zu geben. Tausend Geschichtschreiber erzählen eine berüchtigte Anekdote von ihm, wobey man aber einen wesentlichen Umstand vergessen hat.

Mahomed, sagt man, überredete seinen treuesten Bedienten, in einen Brunnen, der nahe an einer Landstrasse war, zu steigen, und wenn er mit einer großen Menge Volks, das ihm gewöhnlich folgte, vorüber gienge, auszurufen: Mahomed ist der Geliebte Gottes!

Mahomed ist der Geliebte Gottes! Da dies seinem Vorschlag gemäs geschehen war, dankte er sogleich der göttlichen Güte für ein so merkwürdiges Zeugniß und hat das Volk, das ihm folgte, diesen Brunnen sogleich zuzuschütten, und zum Andenken eines solchen Wunders eine kleine Moskee darüber zu bauen. Durch diese Erfindung kam der arme Bediente in einem Augenblick um sein Leben, und wurde unter einem Hagel von Steinen begraben, die ihm alle Gelegenheit benahmen, die Falschheit dieses Wunders jemals zu verrathen. Man hat vergessen zu berichten, wie man in Erfahrung gebracht, daß Mahomed diesen Bedienten zu dem Betrug überredet. Warum hat man nicht die Vorsicht gebraucht, anzunehmen, daß dieser Unglückliche das ganze Geheimniß seiner Frau anvertrauet, die es sogleich ausgebreitet hätte, so bald sie das traurige Ende ihres Mannes erfuhr.

Die Erzählungen von Mahomeds Liebeshändeln sind sehr seltsam. Er war im höchsten Grade eifersichtig, und doch bewies er gegen die Galanterien seiner liebsten Frau viel Nachsicht. Er konnte sich nicht entschliessen, sie von sich zu lassen, und setzte seine Eingebungen mit in Bewegung, um zu verhindern, daß man nicht ferner von ihr Böses redete und sich an seiner Freundschaft gegen

eine

eine so übel berüchtigte Frau nicht stieße. Seine Anhänger glaubten zuletzt, daß sie ehrbar sey. Denn sie nahmen die Auslegungen, welche sie von den Worten ihres Gesetzes machte, wie Orakelsprüche an.

## §. 2.

## Er war ein Betrüger und kein Schwärmer.

Einige bilden sich ein, Mahomed habe seine Reden selbst glauben können — Der Koran, sagen sie, ist die Arbeit eines Schwärmers. Alles zeugt darin von Unordnung und Verwirrung. Er ist ein Zusammenfluß von widersprechenden Gedanken. Ein Betrüger hätte seine Lehren in bessere Uebereinstimmung gebracht — — Der berühmte Gisbert Voetius hält für gewiß, Mahomed sey ein Enthusiast und sogar ein Schwärmer gewesen. Man kann nicht leugnen, sagt er, daß er Anfälle der Verrückung und Raserei gehabt. Es ist durch vieler Schriftsteller Zeugniß bewiesen, daß die Einwohner von Mecca ihn als einen Unsinnigen und Besessenen behandelten, und daß seine eigne Frau ihn für einen Tollen ansahe, der ein Gegenstand des Spotts war. Voetius setzt noch hinzu, daß einige mahomedanische Schrift-

steller selbst zugeben, daß Fasten und Einsamkeit ihn um den Schlaf und um den Gebrauch seiner Vernunft gebracht, und daß er sich während des bekannten Aufenthalts in einer Höhle eingebildet, gewisse Töne und Reden zu hören, ob er gleich in der That Niemanden gesehen.

So scheinbar diese Gründe auch seyn mögen, so stimme ich doch lieber der gewöhnlichen Meinung bey, daß Mahomed ein Betrüger gewesen. Folgende Gründe machen mich dieser Meinung zugethan. Erstlich beweisen sein einschmeichelndes Wesen und seine Geschicklichkeit, sich Freunde zu machen, daß er sich der Religion nur als eines Mittels bediente, sich zu erheben. Ein Schriftsteller seiner Parthey entwirft folgendes Gemählde von ihm: Facetus moribus — — voce suavi, visitandi & excipiendi vices talionis lege suis reddens pauperes munerans, magnates honorans, conversans cum iunioribus, petentem a se aliquid repulsa nunquam abigens aut sermone facili non excipiens *).

Hatte

*) *Elmacin apud Hottinger. histor. orient. p.* 241. Mahomed war lebhaft im Umgang, hatte eine angenehme Stimme. Besuchte und nahm seine Anhänger eben so auf, wie sie es gegen ihn zu thun pflegten. Er ehrte die Großen,

Hatte iemals ein Schwärmer diesen Charakter? Weiß der sich in seine Leute so gut zu schicken?

Zweitens, würde nicht ein Mensch, der eine Zeitlang geglaubt hätte, daß ihm Gott zur Offenbarung der wahren Religion seinen Engel sende, seinen Irthum fahren lassen, wenn er erführe, er könne seine Sendung durch kein Wunder rechtfertigen? Und dies war doch der Zustand, in welchen sich Mahomed versetzt sahe. Die Koreischiten erbothen sich, seiner Sekte beizutreten, wenn er Wunder thäte. Aber nie war er so dreust, sie ihnen zu versprechen. Er lehnte ihren Antrag auf eine feine Art bald dadurch ab, daß er sagte, die Wunder wären nicht mehr nöthig, bald dadurch, daß er sie auf die Fürtreflichkeit des Korans verwies. Konnte er sich dadurch nicht selbst überzeugen, daß er nicht auf eine außerordentliche Weise von Gott berufen sey, eine neue Religion zu stiften?

Ein dritter Beweis, daß Mahomed ein Betrüger und kein ehrlicher Schwärmer gewesen, bestehet darin, daß die Veränderungen

Großen, war freigebig gegen die Armen, unterhielt sich mit der Jugend, wies den, der ihn um etwas ersuchte, nie ungestüm von sich, sondern nahm ihn immer höflich auf.

gen seines prophetischen Geistes mit der Veränderung seines Privatvortheils übereinstimmten. Wir wollen itzt sehen, was Prideaux darüber in seinen Leben Mahomeds S. 155 sagt: Fast sein ganzer Koran, sagt er, ist so eingerichtet, daß er zu irgend einer besondern Absicht, die er, nachdem es die Gelegenheit mit sich brachte, haben konnte, beförderlich ist. Wenn etwas neues einzuführen, ein Einwurf gegen ihn oder seine Religion zu beantworten, ein Zweifel aufzulösen, ein Misvergnügen unter dem Volke zu stillen, ein Aergerniß wegzuräumen, oder sonst etwas zur Beförderung seiner Absichten zu thun war, so nahm er gewöhnlich um neuer Offenbarungen willen zum Engel Gabriel seine Zuflucht, und hierauf machte er zu seinem Koran einen Zusatz, der seinen damaligen Absichten angemessen war. Auf die Weise ist dies Buch fast gänzlich bey solchen Gelegenheiten verfaßt worden, um bey seinem Anhange die Würkung, die er wünschte, hervorzubringen. Alle Erklärer desselben räumen das ein, und zeigen die Gründe genau an, wegen welcher ihm iedes Kapitel vom Himmel gegeben worden ist — — Dies war die Ursach der Widersprüche, welche sich in diesem Buche so häufig eingeschlichen haben. Denn so wie sich die Umstände und Absichten dieses Betrügers änderten, so fand

er

er sich auch genöthigt, seine vorgegebene Offenbarungen zu verändern. Dies ist unter seinen Anhängern so bekannt, daß sie es alle zugestehen. Daher wollen sie da, wo die Widersprüche nicht zu heben sind, die sich widersprechenden Stellen widerrufen haben, und sie zählen im ganzen Koran mehr denn hundert und funfzig solche widerrufene Stellen. Dies ist nun freilich das beste Mittel, das sie ergreifen können, um die Widersprüche und unzuvereinigenden Aussprüche zu retten. Aber sie entdecken auch dadurch ganz den Leichtsinn und die Veränderlichkeit ihres Urhebers.

Dieser Beweis des Betrugs hat viel Kraft. Ein guter Probierstein, an dem man erkennen kann, ob diejenigen, die sich einer Offenbarung rühmen, redlich zu Werke gehen, ist: zu untersuchen, ob sich ihre Lehre so ändert, als sich die Zeiten ändern, und als ihr Privatvortheil verschieden ist. Dies zeigte Mahomed bey den vom Prideaux angeführten und bey andern Gelegenheiten. So beschönigte er seine Unenthaltsamkeit, die ihn antrieb, mehr Weiber zu nehmen, damit, daß er vorgab, Gott hätte ihm offenbaret, daß es erlaubt sey. Er mußte also diesen Punkt in seinen Koran einrücken. Allein, weil seine Mägde ihm ins Auge fielen, und

er

er sie verführete, so hatte er eine neue Eingebung zur Begünstigung des Ehebruchs nöthig. Er machte daher einen besondern Artikel vom Konkubinat der Männer. Er hatte erst zwo Weiber, wie seine Magd Mariana, eine sehr hübsche Person, ihm so sehr gefiel, daß er nicht warten konnte, bis sie mannbar war. Seine Weiber überraschten ihn bei seinem Verbrechen und entrüsteten sich sehr. Er schwur ihnen hierauf zu, dies Verbrechen nicht wieder zu begehen, wenn sie schweigen wollten. Allein, da er diesen Schwur brach, so machten sie viel Lerm und verliessen ihn. Um dies große Aergerniß niederzuschlagen, stellte er sich, als ob er eine Stimme vom Himmel hörete, die ihm zurief, es sey erlaubt, mit den Mägden einen vertrauten Umgang zu haben. So fieng dieser Betrüger sein Verbrechen an, und verwandelte es zuletzt sogar in ein allgemeines Gesetz. Dies verräth keine Schwärmerei.

Eben so fieng er es an, um sich ein ausschliessendes Vorrecht, Unzucht zu begehen, zu verschaffen. Er war so frech, zu behaupten, daß Gott allen andern Menschen diese Art der Vermischung verböte, aber sie ihm aus besonderer Gnade erlaubte. Ein gewisser anstößiger Vorfall nöthigte ihn, die Grenzen dieses sonderbaren Vorrechts etwas einzu-

schren-

schrenken. Mahomed, der schon neun Frauens hatte, wurde noch in die seines Bedienten verliebt und heirathete sie. Sein Bedienter beklagte sich darüber, und dies erregte bei iedermann viel Gerede. Um diesen Anstoß zu heben, stellte sich der falsche Prophet, als ob er die geraubte Frau zurück geben wollte. Allein, da er nichts weniger als dies zu thun willens war, so lies er nach seiner gewöhnlichen Weise einen Befehl des Himmels, welcher ihn dessen überhob, die Ausführung unterbrechen. Er gab vor, Gott habe ihn wegen dieses Entschlusses getadelt, und ihm befohlen, die zehnte Frau zu behalten, und nicht die Schwachheit zu begehen, der Achtung gegen Menschen nachzugeben, welche den Befehlen des Himmels nachstehen müsse. Zugleich lies er sich im Himmel ein ausschliessendes Privilegium wegen des Ehebruchs ausfertigen. Da er indessen merkte, daß dies in den Herzen aller Ehemänner Unruhe erregt hatte, so suchte er sie dadurch wieder zu besänftigen, daß er vorgab, Gott habe diese Verordnung widerrufen und ihm verbothen, hinführo andern ihre Weiber zu entreissen

## §. 3.

### Artikel seines Gesetzes in Ansehung der Weiber.

Ueberaus merkwürdig ist, daß Mahomed seine Zuflucht nicht zu einem Kunstgrif genommen, dessen sich fast alle Urheber von Ketzereien und Sekten bedient haben. Die meisten Neuerer suchen andächtelnde Frauen auf ihre Seite zu ziehen, und die Ränke sowol als den Eifer einiger Weiber zur Erreichung ihrer Absichten anzuwenden. Mahomed machte von dieser List keinen Gebrauch. Er hatte Weiber und Konkubinen in grosser Menge. Aber er hatte sie nur um physischer Absichten willen, als ein Mittel gegen die Unenthaltsamkeit, nicht aber zur Ausbreitung seines Glaubens. Er gab sich keine Mühe, die Zuneigung seiner Frauen zu gewinnen. Denn man sagt, sie wären es, die ihn ums Leben gebracht. Er war ihnen ungetreu, schlug sie und machte ein Gesetz, das allen Männern erlaubte, es ebenfalls zu thun, wenn es nöthig wäre. Kurz, er war weit entfernt, die Weiber zu seinem Vortheil auf seine Seite zu ziehen. Er verfaßte vielmehr gegen sie ein Gesetzbuch voll Härte. Die Erlaubniß, die er den Männern giebt, viel Weiber zu haben und sie zu verstoßen,

stoßen, wenn sie ihnen zu misfallen anfiengen, ist ein diesem Geschlecht sehr nachtheiliges Gesetz. Er wollte aber den Weibern die Erlaubnis nicht geben, viel Männer zu nehmen, und wollte nicht einmal gestatten, daß sie Männer von finsterer Laune verlassen sollten, wenn diese nicht darin willigten. Er verordnete, daß sich eine verstoßene Frau nur zweimal wieder verheirathen könnte und, im Fall sie vom dritten Mann verstoßen und der erste sie nicht wieder nehmen wollte, sie dem Heirathen auf immer entsagen müßte. Er verstattete nicht die bloße Brust zu zeigen, und wollte nicht einmal, daß man ihre Füße sehen sollte. Doch in diesem Stück behielt er nur die Gewohnheit bey, die in Arabien eingeführt ist.

Meiner Meinung nach irret man sich, wenn man annimmt, daß Mahomed den Männern erlaubt, so viel Frauen zu nehmen als sie wollten. Denn er lindert seinen Ausspruch und schränkt ihn so ein, daß man wohl sieht, er habe ihnen nur die Erlaubniß geben wollen, viere zu heirathen, wenn sie sichs zutraueten, sie im Frieden zu erhalten. Allein, man irret sich nicht, wenn man behauptet, daß er die Zahl der Konkubinen nicht eingeschränkt. Man sieht auch, daß die Türken so viel haben, als sie ernähren können.

Mahomed war der unruhigste und eifersüchtigste Ehemann. Um seine Weiber im Zaum zu halten, drohete er ihnen größere Züchtigungen als andern Weibern sowohl in dieser als in der zukünftigen Welt, wenn sie ihm ungetreu würden; und da einige seiner Anhänger sein Haus zu oft besuchten, und mit einigen von seinen Weibern Umgang hatten, war er so verdrüßlich darüber, daß er, um es in der Zukunft zu verhindern, die Verse des Korans, als ob sie von Gott kämen, bekannt machen lies, wo er ihnen sagt: daß sie nicht ohne Erlaubniß in das Haus des Propheten kommen, und wenn sie zum Essen bei ihm eingeladen würden, sogleich nach der Mahlzeit wieder weggehen sollten, ohne sich mit seinen Weibern in ein Gespräch einzulassen; daß, ob sich der Prophet gleich scheue, ihnen zu sagen, daß sie weggehen sollten, sich Gott doch nicht scheue, ihnen die Wahrheit zu sagen. In demselben Kapitel verbietet er seinen Weibern mit einer Mannsperson zu sprechen, wenn sie das Gesicht nicht mit einem Schleier bedeckt hätten. Kurz, er behielt diese Eifersucht noch im Grabe. Denn er konnte nicht leiden, daß ein anderer mit seinen Weibern Umgang habe. Er verboth daher sogar seinen Anhängern, daß sie auch nach seinem Tode sich ihnen, so lange sie lebten, nähern sollten. Wenn gleich alle

andere verstoßene Weiber oder Witwen die Freiheit hatten, sich wieder zu verheirathen, so waren doch alle Weiber des Propheten von diesem Vorrecht ausgeschlossen. Daher blieben auch alle, die er bei seinem Tode nachlies, beständig Witwen, ob gleich einige von denselben noch sehr iung waren, als z. E. die Ayesha, welche noch nicht völlig zwanzig Jahr alt war, und die nachher noch über acht und vierzig Jahre lebte. (Prideaux's Leben Mahomeds.)

## §. 4.

## Anmerkungen über seine Wollust — sein Grab.

Man erzählt sehr sonderbare Dinge von der Unkeuschheit dieses Religionsstifters. Einige Schriftsteller versichern, daß er siebenzehn Weiber ohne die viele Maitressen gehabt. Ein türkischer Schriftsteller erzählt von seinem Propheten die abscheuligsten Schandthaten — — Man muß hier über die menschliche Schwachheit erstaunen. Mahomed, der die ausgelassenste Unkeuschheit lehrte und ausübte, hat dem ohngeachtet viel Leute überredet, Gott habe ihn zum Stifter der wahren Religion gesandt. Widerlegte nicht sein Leben diesen Betrug auf das stärk-

stärkste? Denn der Hauptcharakter eines wahren Propheten scheinet Verachtung der sinnlichen Vergnügungen zu seyn. Man wende nicht ein, daß Keiner von ihm sey betrogen worden, und daß dieienigen, die ihm würklich anhiengen, es blos aus Weltklugheit und mit Kenntniß seiner Betrügereien gethan hätten. Denn dies ist ein nicht zu beweisendes Vorgeben. Die meisten von seinen Schülern verwarfen die Nachricht von seinem Tode als eine Lüge, die mit seiner himmlischen Sendung unvereinbar wäre, und um sie aus diesem Irthum zu reissen, muste man ihnen aus dem Koran beweisen, daß er hatte sterben sollen. Sie liessen sich also durch seine Worte verführen. Denn wenn man einmal von dem Gedanken eingenommen ist, daß iemand ein Prophet oder ein besonderer Knecht Gottes sey, so glaubt man lieber, daß Verbrechen keine Verbrechen sind, wenn er sie begeht, als daß man sich überredet, er begehe würklich Verbrechen. In Wahrheit, ein thörichtes Vorurtheil vieler eingeschränkten Köpfe! Sagte nicht Seneca, man würde leichter beweisen können, daß die Trunkenheit etwas rühmliches sey, als daß Cato Unrecht thue, wenn er sich betrinken würde? Mahomeds Anhänger denken eben so. Man muß lieber glauben, daß die Unkeuschheit kein Laster ist, weil unser großer

Pro-

Prophet derselben ergeben gewesen, als sich einbilden, daß, weil er sich derselben ergeben, er kein großer Prophet sey.

Die Achtung der Mahomedaner gegen ihren Religionsstifter hat von Jahrhundert zu Jahrhundert zugenommen, und sie ist heut zu Tage so groß als iemals. Der Großherr schickt alle Jahr ein reiches Geschenk nach Mecca und mit demselben einen Koran, in einem goldnen Behältnis. Der Kameel, der die Geschenke trägt, wird selbst für die Türken ein Gegenstand der Achtung. Man sammlet den Schaum, der seinem Maul entfällt, und die Pilgrimme seifen sich damit den Bart ein. Viele Andächtige stechen sich, nachdem sie Mahomeds Grab gesehen, die Augen aus, gleichsam als ob die übrigen Menschen ihres Anblicks nicht mehr würdig wären, da sie einen solchen Gegenstand gesehen.

Uebrigens würde man sich selbst auf die sonderbarste Art hintergehen, wenn man glauben wollte, daß Mahomeds Grab in der Luft schwebe, wie viel Leute glauben und viel Schriftsteller erzählen, die es einer dem andern nachschreiben. Sie sagen, der Sarg sey von Eisen, und da er sich in einem Gewölbe von Magnetsteinen befinde, so schwebe er ohne irgend eine Stütze in der Luft.

 Dies

Dies ist eine Fabel, worüber die Mahometaner sehr lachen, wenn man ihnen sagt, daß die Christen sie als eine gewisse Sache erzählen. Dies Grab, wovon so viel gesprochen wird, ist nichts anders als ein steinern Sarg, in der Form einer Urne, der in eine, mit einem eisern Gitter verwahrte, Kapelle gesetzt ist, wozu Niemanden der Zugang verstattet wird. Wenn sich die Pilgrimme diesem Ort nähern, so scheinen sie von der tiefsten Andacht durchdrungen, und küssen mit heiligen Rührungen das Gitter. Hier ruhet der Körper dieses falschen Propheten und der Ayesha, der liebsten, geistvollsten und leichtsinnigsten seiner Gattinnen. Wir wollen hier von dieser berühmten Frau auch etwas anführen, welche die Türken die Mutter der Gläubigen nennen, und die von den Ungläubigen fast eben so sehr verehrt worden ist, als Mahomed selbst.

## §. 5.

## Geschichte der Ayesha, der Favoritin unter Mahomeds Weibern.

Ayesha war eine Tochter des Abubeker. Mahomed hatte sie iung geheirathet, und lies sie in allen, damals in Arabien bekannten, Wissenschaften unterrichten. Sie

lernte viel von ihren Lehrern und erwarb sich besonders eine vollkommene Kenntniß von allen Feinheiten und der ganzen Anmuth ihrer Sprache. Ihre Schönheit und Geistesgaben verschaften ihr einen hervorstechenden Vorzug vor allen übrigen Frauens des Mahomeds. Sie erkannte diesen unterscheidenden Vorzug sehr schlecht. Sie machte sich der Untreue gegen ihren Mann überaus oft schuldig, und sie brauchte dabei so wenig Vorsicht, daß ihre Liebesverständnisse zum grösten Aergernis der Sekte in ganz Arabien bekannt wurden.

Man muß sich hier über eine sehr merkwürdige Eigenheit im Charakter Mahomeds wundern. Dieser Mann, der nichts weniger als nachsichtsvoll gegen seine Weiber war, und die Eifersucht aufs höchste trieb, ertrug die Liebeshändel der Ayesha, in die er sterblich verliebt war, mit beispielloser Geduld. Ali, sein Schwiegersohn mogte ihm von der Untreue dieser Frau, und von der Schande, die dadurch auf ihn fiele, sagen was er wollte, so hielt sie Mahomed doch für unschuldig, oder stellte sich wenigstens, als ob ers glaubte, und verschloß ferner seine Augen gegen ihre Aufführung, da er sich nicht entschliessen konnte, sie von sich zu lassen. Er gieng noch weiter. Um den Lauf der Verläumdungen, die man von ihr ausbreitete,

zu hemmen, nahm er den Kunstgriff seiner Offenbarungen zu Hülfe, und faßte in dieser Absicht das vier und zwanzigste Kapitel seines Korans ab. Er schärfte darin allen seinen Muselmännern von Seiten Gottes ein, daß alle Gerüchte, die zum Nachtheil der Ayesha verbreitet wurden, Betrügereien und schwarze Verläumdungen wären. Er verboth weiter davon zu sprechen, und drohete denen zugleich die schrecklichsten Strafen in diesem und jenem Leben, die von ehrbaren Weibern übel sprechen würden. (Prideaux's Leben Mahomeds) Ist es möglich, die Gedult im Ehestande weiter zu treiben und beweiset dies nicht, daß die Eifersucht in ihren Ursachen und Würkungen nicht immer gleich ist? Es giebt eifersüchtige, welche alle Liebe unterdrücken, so bald sie glauben, daß sie hintergangen worden sind. Andere hingegen nehmen eine in Erfahrung gebrachte Untreue nicht sehr zu Herzen. Mahomed war ohne Zweifel von dieser letzten Art. Man muß sich hier erinnern, daß er diese untreue stets sehr liebte und das ist hier das merkwürdigste. Denn wenn er sie nur behalten hätte, um das Lächerliche der Ehescheidung zu vermeiden, so müßte man ihm blos eine Geduld zuschreiben, die sich auf Weltklugheit gründete, und die unter dem menschlichen Geschlecht sehr gewöhnlich ist.

Nach Mahomeds Tode war der Kredit der Ayesha so groß, daß sie verhinderte, daß Ali Calife wurde. Sie haßte ihn im höchsten Grade, seitdem er ihrem Mann ihre Liebeshändel entdeckt hatte. Ihr Haß dauerte lange. Ob Ali gleich auf den vakanten Thron Ansprüche hatte, weil er der Schwiegersohn des Betrügers war, so wurde er doch dreimal nach einander davon ausgeschlossen. Der Thron wurde zum viertenmal ledig, und endlich gelangte doch Ali zu demselben. Allein Ayesha ergriff die Waffen wider ihn, und ob sie auf diesem Wege gleich ihre Absichten nicht erreichte, so richtete sie ihn doch zu Grunde, da sie die Empörung wider ihn erregte und unterhielt, welche durch die Länge der Zeit den Ali und seine Familie gänzlich ins Verderben stürzte — Ayesha überlebte den Mahomed acht und vierzig Jahr. Sie besaß ein sehr großes Ansehen unter seinen Anhängern, welche sie die Prophetin und Mutter der Gläubigen nennten. Sie war das lebendige Orakel ihrer Parthey, welche dieselbe bey allen schwürigen Punkten des Gesetzes um Rath fragte, um von ihr zu vernehmen, welches der wahre Sinn des Gesetzgebers gewesen sey. Ihre Antworten mogten seyn, wie sie wollten, so wurden sie stets wie Orakelsprüche aufgenommen, und

sind immer für ächte Auslegungen gehalten worden.

Indessen hatte ihr doch Mahomed das Kästgen seines Apostelamts nicht in Verwahrung gegeben, sondern der Hapsa, Omars Tochter. Dies befremdet etwas. Denn diese Tochter Omars hatte nur den zweeten Platz in Mahomeds Herzen. In diesem Kästgen waren alle Originale seiner vorgegebenen Offenbarungen, die bey Zusammensetzung des Korans zu Materialien dienten — — Nachdem dies Buch vollendet war, gab Abubeker das Original der Hapsa, um es in eben dem Kästgen aufzuheben — Hapsa, die viel älter war als Ayesha, wurde derselben aus diesem Grunde offenbar vorgezogen, um dies kostbare Archiv zu verwahren. Wenn man bedenkt, daß die Religion der Muselmänner von einem so wollüstigen Mann, als Mahomed war, gestiftet worden ist, so wird man sich gewis wundern, daß sie Gesetze enthält, welche dem weiblichen Geschlecht so unvortheilhaft sind. Diese Verwunderung wird noch größer, wenn man erwägt, daß diese Gesetze in die Hände einer Frau zur Verwahrung gegeben wurden, und daß eine andere Frau denselben eine ganz willkührliche Auslegung geben konnte.

Wir haben eben gesehen, daß Ayesha als eine Prophetin und wie ein Orakel angesehen wurde. Sie war eine wahre Päbstin unter den Muselmännern. Man erwartet daher, daß sie die Angelegenheiten ihres Geschlechts auf einen viel bessern Fuß wird gesetzt haben. Aber nein. Und warum that sie es wohl nicht? Hatte sie die Gemüthsart gewisser Frauenzimmer, welche die ersten und geschäftigsten Verläumderinnen ihres Geschlechts sind? Kann man sie als einen Beweis für die Wahrheit der Behauptung ansehen, daß das Ansehen der Männer nie größer gewesen ist, als wann eine Frau auf dem Thron war? und daß die Weiber nie mächtiger gewesen, als wenn der Scepter in den Händen eines Mannes ist? Ich weiß es selbst nicht. An dieser Untersuchung mögen Grübler ihr Nachdenken üben, so lange es ihnen gefällt. Allein, man erwäge nur den Einfluß des zweiten Geschlechts auf die Gründung des Mahomedismus, und wie bald die Weiber den Saamen der Zwietracht in demselben ausstreueten. Man folge dem Streit des Ali auf dem Fuße nach, und man wird die Quelle in dem unzüchtigen Leben der Ayesha finden, das er verrieth. Diese Frau konnte ihm dies nie vergeben. Sie verhinderte es dreimal, daß er nicht Calif wurde, und da

er

er es endlich wurde, so machte sie eine Verschwörung gegen ihn und trat an der Spitze von dreißig tausend Mann wider ihn auf. Sie verlohr die Schlacht, und wurde gefangen genommen. Man fand sie nachher zu Medina, wo sie starb. Allein, die Verschwörung, welche sie zur Rächung des Todes des Othmann angezettelt, hörte mit ihrem Leben noch nicht auf. Ali wurde endlich selbst umgebracht und daraus entstand ein grosses Schisma, das noch fortdauert.

## Funfzehntes Kapitel.

## Untersuchung einiger Anekdoten der neuern Zeit.

### §. 1.

### Ueber partheische Schriftsteller — wie mistrauisch man gegen ihr Urtheil seyn müsse.

*Audi alteram partem ist ein Gesetz für jeden Leser, wenn er die Geschichte der Fürsten, die sich einander die Krone streitig machten, oder der Sekten, die sich gegenseitig verketzert haben, liest.

Wenn

* *Pirrhonisme de l' Histoire.*

Wenn die Parthey der Ligue die Oberhand behalten hätte, so wäre Heinrich IV heut zu Tage nicht weiter als unter dem Namen eines kleinen Herrn von Bearn bekannt, der von dem Pabst in den Bann gethan worden.

Die Römer haben die chartaginensische Treue sehr verschrien. Aber die Chartaginienser waren auch mit der Redlichkeit der Römer nicht zufrieden. Man muß Hannibals Geschichte lesen, um über beides richtig urtheilen zu können.

Es ist ein großes Vergnügen, die Schriften der Whigs und Torys zu lesen. Höret man die Whigs an: so haben die Torys England verrathen. Höret man die Torys: so haben alle Whigs den Staat ihren Vortheil aufgeopfert. Wenn man nun beiden Partheien Glauben beimessen wollte, so wäre kein einziger redlicher Mann unter der ganzen Nation.

Der berühmte Walpole hat in der Vorrede zu seinen historischen Zweifeln über Richard III das sehr wahre Wort gesagt: Wann ein glücklicher König Richter ist, so sind alle Geschichtschreiber Zeugen.

Heinrich VII, ein harter und geiziger Mann, war Richards III Ueberwinder, und sogleich schilderten alle Federn, die in England geschnitten wurden, Richard den Dritten, als

als ein Ungeheuer dem Körper und der Seele nach. Die eine seiner Schultern war höher als die andere, allein, sonst hatte er, wie seine Bildniße beweisen, ein gutes Ansehen. Man stellt ihn aber als einen Ungestalteten mit einem Buckel vor, und legt ihm die häßlichste Physiognomie bey. Er hat sehr grausame Handlungen begangen, man bürdet ihm aber alle mögliche Verbrechen auf, selbst solche, die offenbar seinem Vortheil entgegen gewesen wären.

Man gebe sich die Mühe, die Geschichte der Maria von Medicis zu lesen, und man wird finden, daß der Cardinal Richelieu der undankbarste Mensch und der niederträchtigste Tyrann gewesen ist. Allein man lese die Zuschriften, die an diesen Minister gerichtet wurden, und er wird der vollkommenste Mensch, ia! ein Heiliger zu seyn scheinen.

Dergleichen Bemerkungen haben viel Fürsten verleitet, sich gar nicht um ihren Ruhm in der Welt zu bekümmern. Allein, diese sind mehr zu tadeln als alle andere. Denn für einen Staatsmann ist es besser, einen zweifelhaften Ruhm zu haben, als gar keinen.

Es ist mit den Königen und Staatsministern nicht so wie mit den Frauenzimmern, von welchen man sagt, daß dieienigen, über die man am wenigsten spricht, die be-

sten

sten sind. Ein Fürst, ein Staatsminister muß Ruhm und Ehre lieben. Dies ist vielleicht ein Fehler nach der Moral. Allein, wenn er diesen Fehler nicht hat, so wird er nie eine große That verrichten.

## §. 2.

## Eine sehr dreuste Anekdote über Carl VIII, König von Frankreich.

Duhaillan behauptet in einer seiner Schriften, daß Carl VIII kein Sohn Ludwigs XI sey. Vielleicht war dies die geheime Ursach, warum Ludwig XI bey der Erziehung desselben sehr sorglos war, und ihn immer von sich entfernt hielt. Carl VIII war Ludwig dem Eilften weder dem Geist noch dem Körper nach ähnlich. Das allgemeine Gerücht konnte dem Duhaillan zur Entschuldigung dienen. Allein, dies Gerücht war sehr unsicher, wie sie es fast alle sind. Die Unähnlichkeit zwichsen Vätern und Kindern ist noch weniger ein Beweis, daß sie nicht die wahren Väter sind, als die Aehnlichkeit ein Beweis von Gegentheil ist.

Daß Ludwig XI Carl den Achten gehaßt hat, beweiset nichts. Ein so böser Sohn konnte leicht ein böser Vater seyn.

Wenn mir auch zwölf Duhaillans versichert hätten, Carl VIII sey von einem andern Vater als von Ludwig XI, so würde ich ihnen doch nicht blindlings glauben. Ein kluger Leser muß, dünkt mich, gleich den Richtern denken: Pater est, quem nuptiae demonstrant.

## §. 3.

## Eine noch verwegenere Anekdote von der Herzogin von Montpensier.

Man hat behauptet, die Herzogin von Montpensier habe einem Mönch Jakob Clemens, große Gunstbezeugungen bewilligt, um ihn dadurch zu ermuntern, den König zu ermorden. Es wäre freilich klüger gewesen, sie zu versprechen, als sie gleich zu erlauben. Aber dadurch reitzt man keinen schwärmerischen oder meuchelmörderischen Mönch. Man zeigt ihm den Himmel, und kein Frauenzimmer. Sein Prior Bourgoin war fähiger, ihn dazu zu bewegen als die größte Schönheit auf Erden. Er hatte keine Liebesbriefe in seiner Tasche, als er den König erstach, aber die Geschichte Judiths und Aods, die vom vielen Lesen ganz zerrissen und ganz schmutzig waren.

## §. 4.

## Wurde der Dauphin, Franz des ersten Sohn von dem Graf Montecuculi vergiftet und starb er an diesem Gift?

Der Dauphin in Frankreich, Franz I Sohn, spielte Ball. Er trank bey einer starken Erhitzung viel kalt Wasser, und nun beschuldigt man den Kaiser Karl V, er habe ihn vergiften lassen. Wie! der Ueberwinder sollte sich für den Sohn des Ueberwundenen gefürchtet haben? Wie! Er sollte am französischen Hofe den Sohn desienigen haben umbringen lassen, dem er zwo Provinzen abgenommen hatte? und sollte sein ganzes ruhmvolle Leben durch eine schändliche und unnütze That entehrt haben? Er sollte den Dauphin vergiftet und zween Brüder übrig gelassen haben, die diesen Tod rächen konnten! Diese Beschuldigung ist ungereimt. Ich vereinige mich auch mit dem stets unpartheiischen Verfasser der allgemeinen Weltgeschichte, um diese Ungereimtheit zu verwerfen.

Allein der Dauphin hatte einen italiänischen Edelmann, den Graf von Montecuculi bei sich, der ihm frisch Wasser zu trinken gegeben hatte, und daher entstanden die Seitenstiche. Dieser Graf war ein gebohrner Un-

terthan Carls V, hatte oft mit ihm gesprochen, und blos aus diesem Grunde nimmt man ihn in Verhaft, bringt ihn auf die Tortur und unwissende Aerzte bestätigen, daß die Leibschmerzen, die vom kalten Wasser entstanden waren, Würkungen des Arseniks wären. Man läßt den Montecuculi viertheilen und ganz Frankreich hält den Ueberwinder Solimanns, den Beschützer der Christenheit, den triumphirenden Sieger über Tunis, den grösten Mann in Europa für einen Giftmischer. Welche Richter verdammen den Montecuculi? Ich weiß es nicht. Weder Mezeray, noch Daniel nennen sie. Der Präsident Henault sagt: Der Dauphin ist vom Montecuculi, seinem Obermundschenk, vergiftet worden. Man ist nicht ohne Verdacht gegen den Kaiser.

Es ist leicht einzusehen, daß man wenigstens an dem Verbrechen des Montecuculi zweifeln muß. Weder er, noch Carl V hatten Vortheil von demselben. Montecuculi erwartete von seinem Gebiether ein grosses Glück, und der Kaiser hatte von einem so jungen Mann, als Franz war, nichts zu fürchten. Dieser traurige Proceß kann mit Recht der Menge der juristischen Grausamkeiten beigefügt werden, welche das Vorurtheil, die Leidenschaft und die Unwissenheit

heit in ihrer Verblendung oft gegen die unschuldigsten Menschen begangen haben.

## §. 5.

## Verdiente Samblancei den Tod, zu den er verurtheilt wurde?

Kann man nicht die Bestrafung des Samblancei in eben diese Klasse setzen? das Verbrechen, das man ihm zur Last legt, ist wahrscheinlicher als das des Montecuculi. Es ist gewönlicher, einen König zu bestehlen, als einen Dauphin zu vergiften. Indessen zweifeln heut zu Tage die vernünftigen Geschichtschreiber, daß Samblancei eine solche That begangen. Der Haß des Kanzler Düprat gegen ihn ist ein günstiges Vorurtheil für seine Unschuld. Man sieht sich beim Lesen der großen Criminalprocesse genöthigt, sein Urtheil über die Verurtheilten und Richter wenigstens zurück zu halten. Ich verweise iezt nur auf die Verdammungsurtheile gegen den Jakob Coeur, gegen Enguerrand de Marigni und viel andere. Wie kann man wohl tausend andern, von den Geschichtschreibern erzählten Anekdoten blindlings Glauben beimessen, da man obrigkeitlichen Personen selbst nicht trauen kann,

welche ganze Jahre mit Untersuchung der Processe zugebracht haben.

## Sechszehntes Kapitel.

## Geschichte des Marschall d' Ancre.

* Concino Concini, der unter dem Namen des Marschall d' Ancre bekannt ist, wurde zu Florenz gebohren, und sein Vater war entweder nicht von Adel oder doch ganz neuerlich geadelt worden, der sich von einer schlechten Schreiberstelle bis zu der Ehrenstelle eines Staatssekretairs emporgeschwungen hatte. Er kam mit der Gemahlin, Heinrichs des Großen, Maria von Medicis, nach Frankreich. Er war im Anfange nur als Edelmann im Gefolge der Prinzeßin, wurde aber nachher ihr Oberstallmeister und schwung sich durch das Ansehen der Leonora Galigai, Kammerfrau bey der Königin Mutter, bis zum höchsten Glück empor. Dies Frauenzimmer regierte ihre Gebieterin ganz. Sie war eines Tischlers Tochter aus Florenz, und da ihre Mutter das Glück gehabt hatte, Amme der Maria von Medicis zu seyn, so wurde Galigai mit dieser Prinzessin erzogen, welche sie mit nach Frankreich nahm,

* *Analyse de Bayle.*

nahm, und immer sehr zärtlich liebte. Concini heirathete diese Italiänerin, die sehr häßlich war, und diese Heirath war der Grund seines Glücks — — Nach dem Tode Heinrichs IV geboth er über die Finanzen und vergab die Bedienungen. Er suchte sich überall, sowohl bey der Armee als in den Städten Freunde zu machen, und setzte durch Beispiele von seiner Strenge alle die in Furcht, die sich seiner Herrschaft widersetzten. Die Galigai misbrauchte das Ansehen, darin sie stand, eben so unverschämt. Sie schlug Prinzen, Prinzeßinnen, und den Größten des Reichs den Zutritt zu ihr ab. Sie gab nicht einmal zu, daß man ihr ins Gesicht sahe. Sie sagte, man erwecke dadurch bey ihr Furcht, und man könne sie durchs Ansehen bezaubern. Sie war so abergläubisch und dann so häßlich, daß Stolz wohl nicht die einzige Ursach eines so wunderlichen Betragens war.

Das Ende hiervon war ungemein traurig. Vitri, ein Hauptmann von der Garde, bekam den Auftrag, den Concini in Verhaft zu nehmen, oder vielmehr ihn zu ermorden. Er lies ihn daher von seinen Leuten durch einige Pistolenschüsse umbringen. Dieser Vorfall geschah den 24sten April 1617, auf der Zugbrücke beim Louvre. Sein Leich-

nam wurde in der Kirche zu S. Germain Auxerrois in aller Stille beigesetzt. Allein, den folgenden Tag grub ihn der Pöbel wieder aus, zog ihn durch die Strassen, und mishandelte ihn sehr. Der Anführer dieses Aufruhrs war ein Bediente, dessen Herr einen Monat vorher auf Anhalten des Marschalls war enthauptet worden. Dieser Mensch läutete die Sturmglocke und schrie, man müßte diesen mit den Kirchenbann belegten Juden wieder ausgraben, und auf den Schindanger werfen. Man legte sogleich Hand ans Werk. Man öfnete den Sarg, schlepte den Körper bis an die neue Brücke und hieng ihn bey den Füßen an einem von den Galgen, die der Marschall hatte aufrichten lassen, um dieienigen daran aufhängen zu lassen, die von ihm übel sprächen. Kurz nachher nahm man ihn wieder ab, zog ihn nach den Greveplatz und an andern Orten hin, zerstümmelte und schnitte ihn in tausend Stücke. Ein ieder wollte etwas davon haben, und seine Ohren wurden theuer verkauft. Man warf sein Eingeweide in den Fluß, ein Theil seines Körpers wurde auf der neuen Brücke vor der Bildsäule Heinrichs des Großen verbrannt. Den andern Tag verkaufte man eine Unze von seiner Asche für sechs Groschen. Der Schriftsteller, von dem ich diese letzten genauen Nachrichten entlehne,

lehne, sagt noch, daß ein gewisser Mann in einem Scharlachkleide seine Wuth so weit getrieben, daß er mit seiner Hand in den Leichnam des Concini eingedrungen, und wie er sie ganz blutig wieder herausgezogen, sie in den Mund gesteckt und sogar ein Stück Fleisch mit verschlungen habe. Eben dieser Schriftsteller erzählt, daß ein anderer Mensch das Herz herausgerissen, es auf Kohlen gebraten und öffentlich aufgegessen habe. Es ist freilich keine Ausschweifung so groß, dazu ein aufgebrachter Pöbel nicht fähig wäre! Gewis, eine Heerde wüthender Ochsen ist nicht so schrecklich.

Die Leute, die den Marschall umbrachten, fanden in seinen Taschen eine Million und neun hundert und fünf und achtzig tausend Livres, theils an Anweisungen auf die Finanzkammer, theils an Empfangscheinen der Einnehmer oder andern Obligationen. Man fand in seinem Hause noch andere Verschreibungen, deren Werth sich auf zwo Millionen und fünf mal hundert tausend Livres belief. Seine Frau gestand, daß sie für mehr als hundert und zwanzig tausend Thaler Edelgesteine hätte. Man bedarf daher keines andern Beweises von ihren Verbrechen als dieses Reichthums. Das Parlement zu Paris verfuhr gegen den Verblichenen

nen den Rechten gemäs, erklärte ihn des Verbrechens der beleidigten göttlichen und menschlichen Maiestät für überführt, verurtheilte seine Frau zur Enthauptung, und erklärte ihren Sohn des Adels für verlustig und für unfähig, in dem Königreich irgend eine Stelle zu bekleiden.

Sobald der Marschall todt war, schickte man die Soldaten zur Galigai, die Befehl hatten, sie in die Bastille zu bringen. Man hat bemerkt, daß diese Frau die Ermordung ihres Mannes, ohne eine Thräne zu vergiessen, vernommen, und daß sie ihre gröste Sorge dahin gerichtet, ihre Edelgesteine zu retten. Sie verbarg sie in dem Stroh ihres Bettes und legte sich hinein, nachdem sie sich hatte auskleiden lassen. Da die Soldaten ihre Edelgesteine, welche sie in Verwahrung zu nehmen Befehl hatten, nicht fanden, so mußte sie aufstehen, damit man im Bette nachsuchen könne, und hier fand man sie. Hierauf sagte sie zur Wache: Man hat meinen Mann umgebracht! Könnte man sich nicht damit begnügen! Man erlaube mir doch, an einem andern Ort zu leben! Wie man ihr sagte, der Leichnam des Marschalls sey vom Pöbel an den Galgen gehenkt worden, so schien sie sehr gerührt, doch ohne zu weinen. Allein, sie sagte: er sey

ein hochmüthiger und stolzer Mann gewesen — er habe nichts gelitten, was er nicht wohl verdienet hätte — er sey ein böser Mann, und um sich von ihm zu entfernen, habe sie beschlossen gehabt, sich diesen Frühling nach Italien zu begeben, und sich schon dazu bereitet, welches sie zu beweisen sich erboth — Dies zeigt hinlänglich an, daß die Verbindung zwischen dem Concini und seiner Frau mehr Eigennutz als Freundschaft zum Grunde gehabt. Sie zeigte bei ihrem Tode viel Entschloßenheit und äußerte sogar Merkmale von christlicher Gesinnung und Frömmigkeit — —

Ludwig XIII schrieb noch an dem Tage, da der Marschall umgebracht wurde, einen Cirkularbrief an die Gouverneurs der Provinzen und erklärte darin, daß Concini und seine Frau von seinem unmündigen Alter und von der Gewalt, den grösten Misbrauch gemacht, welche sie schon längst über das Herz der Königin, seiner Mutter, besessen, daß sie willens gewesen, die ganze Königliche Macht an sich zu bringen, alle Staatsangelegenheiten ganz nach Willkühr einzurichten, und ihm die Mittel, Kenntnis davon zu bekommen, zu entziehen. Eine Absicht, setzt dieser Monarch hinzu, welche sie schon so weit erreicht haben, daß mir bis ietzt nichts als der blosse Name eines Königs übrig

 geblie-

geblieben, und daß es meinen Officiers und Unterthanen zum grösten Verbrechen angerechnet wurde, wenn sie mich allein besuchten, und mich mit ernsthaften Dingen unterhielten. Man sagt, der Marschall habe dem König die Freiheit nicht gestattet, um Paris herum spatzieren zu gehen, und die Vergnügungen desselben blos auf die Jagd und auf das Spatzierengehen in den Thuillerien eingeschränkt.

Der Verfasser der Nachricht von dem Tode des Marschalls d'Ancre versichert, der König habe, wie er gehört, daß Concini todt sey, sich am Fenster nach den Thuillerien hin gezeigt, und den Mördern zugerufen: Habt Dank! Habt Dank! Nun bin ich König! Er gieng hierauf an andere Fenster und rief: Ergreift die Waffen! Ergreift die Waffen! Gott sey gelobt! Nun bin ich König! Die Officiers seiner Leibwache, die er in die Straßen von Paris ausschickte, um dem Volke diese Nachricht bekannt zu machen, riefen in der ganzen Stadt aus: Es lebe der König! Der König ist König! Der Bischof von Lucon, und ehemalige Kardinal von Richelieu, der ein Günstling des Concini gewesen war, kam kurz nach der Ermordung in das Zimmer des Königs, der zu ihm sagte: Gott sey Dank! wir sind nun von eurer Tyranney befreiet. Ludwig XIII

wußte

wußte damals noch nicht, daß seine Befreiung nicht lange dauern würde, und daß er mit einem Manne redete, der bestimmt war, ihm nichts als den Titel eines Königs zu lassen.

Der Marschall d'Ancre begegnete den Großen des Reichs mit dem grösten Stolz. Jedermann beugte die Knie vor diesem Götzen. Viele Prinzen, viele Hofleute und die vornehmsten Staatsbedienten ertrugen sein Glück nicht nur, sondern opferten diesem Tyrannen auch Weihrauch, um seine Gnade zu erhalten. Er war so dreust, einmal zu sagen: „Die französische „Nation ist ganz anders als man denkt. Denn „ob man gleich alles mögliche Böse von mir „sagt, so darf ich doch nur in die Provinzen „gehen, und sogleich kommen die vornehmsten „Bedienten, um mir, wie dem König, Lobreden „zu halten.„ Man hat keine schönere Verse vom Malherbe, als die, welche er auf den Tod des Concini machte. Er führt den Gott der Seine ein, der den Marschall also anredet:

Deine Tage gehen zu Ende, dein Fall nähert sich. Siehe mich noch zum letzten mal an. Es ist genug, daß deine zügellose Verwegenheit, die auf wächsernen Flügeln bis zu den Sternen emporstieg, fünf Jahre Prinzen und Könige zu verachten wagte. Das Glück ruft dich ab zur Zahl seiner Opfer, und der Himmel, der schon angeklagt wurde, daß er deine Verbrechen dulde, ist entschloßen, sich zu rechtfertigen.

# Sechstes Buch.

# Ueber Künste und Wissenschaften.

## Erstes Kapitel.

## Kurze Geschichte der Künste bey den alten Völkern.

### §. 1.

### Vom Ackerbau.

Die erste, nothwendigste Wissenschaft ist der Ackerbau. Das erste Buch Mosis erzählt, Gott habe den Menschen erschaffen, um das Feld zu bauen. Unsere Vernunft und Bedürfnisse legen uns genau eben diese Pflicht auf. Der Ackerbau ist keine unnütze Wissenschaft. Er verschaft dem Menschen allein die wahren Nothwendigkeiten des Lebens. Er ist sein wahrer Reichthum. Alles übrige hängt von der Willkühr der Gesellschaft ab, und dient zu nichts, als zur Unterhaltung der Laster. Wir verachten heut zu Tage den Stand und die Arbei-

Arbeiten des Landmanns. Aber die Alten und alle gute Regenten haben ihn ermuntert. Die Perser gaben den Statthaltern, deren Provinzen gut angebauet waren, Belohnungen. Die römischen Feldherren baueten ihre Ländereien mit eignen Händen an, und oft nahm man die Konsuls und Diktators vom Pfluge weg. Gaudet tellus vomere laureato, sagt Plinius, wenn er von diesen schönen Zeiten spricht. Die Aegyptier waren fürtreffliche Feldarbeiter. Ihr Land wurde für den Kornboden des ganzen Reichs gehalten. Nie war auch ein Land volkreicher als das ihrige. Denn der Ackerbau ist eine fruchtbare Quelle der Bevölkerung. Viel berühmte Männer haben über den Ackerbau geschrieben, z. E. Hiero II, König von Syrakus, Attalus König von Pergamus, Mago, ein karthaginensischer Feldherr, Kato der Censor und andere.

Ohngeachtet der Wichtigkeit dieser Wissenschaft hat man sie noch nicht so weit getrieben, als sie seyn könnte. Dieser Fehler in der Theorie und die Trägheit in der Ausübung haben ienen schrecklichen Mangel veranlasset, den die verschiedenen Staaten wechselsweise gelitten haben. Aus diesen beiden Gründen trägt der Acker gewis nicht alles das, und hat es nie getragen, was er tragen könnte. Man läßt es sich heut zu Tage sehr ange-

angelegen seyn, den Ackerbau zu vervollkommnen. Ich weis nicht, was dieser Eifer für Folgen haben wird. Allein, ich befürchte auf der andern Seite, daß man bey dem vielen Nachgrübeln alles verderben wird.

Die Viehzucht ist ein wesentliches Stück der Landwirthschaft. Die Alten schätzten ihre Reichthümer nach der Größe ihrer Heerden. Allein, nachdem man sich von der ersten Einfalt entfernt hatte, so wurde der Reichthum etwas ganz anderes. Der jüdische König Ezechias hatte ungemein viel Heerden Schaafe und allerley großes Vieh, und Gott hatte ihm einen außerordentlichen Ueberfluß an Glücksgütern gegeben. Ulysses beim Homer und Latinus beim Virgil waren sehr reich an Vieh. Indessen wurde die Viehzucht bald vernachläßigt, Ueppigkeit und Sinnlichkeit erfanden andere Reichthümer

Ist in der menschlichen Gesellschaft irgend etwas lobenswerth, so ist es ohne Zweifel das Landleben. Es flößt Mäßigkeit, Nüchternheit, Gerechtigkeit und Weisheit ein. In demselben ist der Mensch immer beschäftigt, und hat nicht Zeit, böse und ungerecht zu seyn. Virgil hat dies unschuldsvolle Leben mit Entzückung gepriesen. Die besten Schriftsteller, Dichter und Philosophen, haben die Vorzüge desselben dargethan.

## §. 2.

## Vom Handel.

Was soll man vom Handel sagen? Man sieht ihn als die Grundlage des bürgerlichen Lebens, und als das Band an, das die Menschen nothwendig vereinigt. Er führt die Produkte aller Himmelsgegenden herbei, läßt überall Ueberfluß und Luxus entstehen — überall lebt man angenehm für sein Geld, und die Geschäftigkeit ersetzt die Unfruchtbarkeit eines Landes, und versieht es mit den nothwendigen Bedürfnissen und selbst mit den Annehmlichkeiten des Lebens. Allein, man muß etwas zur Umtauschung haben, entweder Arbeit oder Geld, wenn man nicht so glücklich gebohren ist, daß man beim Mangel an Ueberfluß angenehm leben kann.

Der Handel ist gewis eben so alt als der Ackerbau. Kain, der ein Ackermann war, versahe ohne Zweifel den Abel, der ein Schäfer war, mit Getreide und Früchten, und dieser versorgte ienen wieder mit Milch und Thierhäuten. Der Schmidt Tubalkain konnte vom Eisen nicht leben, er vertauschte daher seine Arbeiten gegen Lebensmittel. Zu der Zeit war der Handel noch sehr eingeschränkt, geschahe nur unter Nachbarn und

war

war unvermeidlich. Er erweiterte sich aber bald. Die ersten berühmten Kaufleute waren die Phönicier, die wegen ihrer Künste und Geschäftigkeit den Handel ganz in ihrer Gewalt hatten. Ihre Stadt Tyrus war der Mittelpunkt des Handels. Nachdem diese reiche Stadt vom Alexander zerstöhrt worden war, so gewann Karthago, eine ihrer Kolonien, dadurch sehr, und dies stolze Karthago stritte wegen seiner großen Geldquellen und Schätze, die ihm der Handel verschafte, lange gegen das Glück der Römer. Die Erbauung Alexandriens durch den Bezwinger Asiens zog große Veränderungen im Handel nach sich. Die Lage dieses Orts war die glücklichste, die man nur finden konnte, um den Orient und Occident durch den Handel in Verbindung zu bringen. Alexandrien handelte auf dem rothen Meere frei mit Asien, und durch das mittelländische mit Afrika und Europa. In Ansehung des innländischen Handels konnte sie sich des Nils und vieler andern Kanäle vortheilhaft bedienen. Diese Stadt war unter den Ptolomäern sehr reich. Andere Städte als Korinth und Marseille würden auch durch den Handel etwas berühmt. Indessen muß man hier die Tugend nicht suchen.

Die Handlungszweige der Alten waren Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Zinn, Bley,

Per=

Perlen, Diamanten und andere Steine, Purpur, Stoffe, Leinwand, Elfenbein, Eben- und Zedernholz, Myrrhen, wohlriechende Sachen, Weihrauch, Sklaven, Pferde, Vieh, Getreide, Wein und dergleichen mehr. Es ist nicht nöthig, sich hierüber weitläuftig zu erklären. Es ist dadurch viel Gutes gestiftet worden, aber es hat auch vielen Lastern den Ursprung gegeben.

## §. 3.

## Von den freien Künsten.

Mit diesem Namen beehrt man die Künste, welche den Scharfsinn mehr beschäftigen, z. E. die Bildhauerkunst, Baukunst, Mahlerei und Musik. Man kann hier noch kürzlich anmerken, daß sich die großen Männer in allen Fächern fast immer in einem besondern Zeitpunkt beisammen gefunden haben. Zur Zeit des Apelles, Praxiteles, Lysippus und anderer, sahe man Philosophen, Redner, Dichter, Feldherren, Staatsmänner und andere mehr von gleicher Größe. Der Glanz des Jahrhunderts des August ist iedermann bekannt. Man erwähnt oft die Wiederherstellung der Wissenschaften unter den Medicäern nach einer großen Barbarey von neun bis zehn Jahrhunderten. End-

lich führen die Franzosen auch stolz ihr Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten an, welches der Herr von Voltaire so schön geschildert hat.

Griechenland munterte die Künste ungemein auf. Man erwies den großen Künstlern fast eben die übermäßige Ehre, die man großen Gesetzgebern und großen Feldherren erwies. Die meisten Fürsten, die Ehrbegierde hatten, und die, wie man zu reden pflegt, nach ihrem Tode noch leben wollten, bestrebten sich, sie zu begünstigen, um in den Augen der Nachwelt in einem vortheilhaften Lichte zu erscheinen.

## §. 4.

## Ueber die Baukunst.

Es ist leicht begreiflich, daß die Baukunst sehr alt seyn muß. Wenn die Menschen in einigen Ländern keinen andern Zufluchtsort hatten, als die Höhlen der Löwen und Bäre oder eine hohle Eiche, so mußte diese kunstlose Einfalt sie bald unwillig machen. Die Würde der menschlichen Natur foderte eine gewisse Unterscheidung und der erste Baumeister bauete kleine Hütten. Auf diese mit Zweigen bedeckte Hütten folgten festere Gebäude von Holz und hernach steinerne Häu-

ser. Man bekam mit der Zeit Begriffe von Ordnung und Proportion und man bauete prächtige, wohlgeordnete Palläste. Der Mensch bedarf nur wenig, um zufrieden zu seyn. Allein er sucht weniger, glücklich zu seyn, als es nur zu scheinen. Daher alle Ausschweifungen und die strafbaren Uebertreibungen des Luxus! Man bemerkt in dem entferntesten Alterthum eine große vom Kain erbauete Stadt und einen überaus hohen Thurm, den die Menschen baueten, um sich von einer neuen Sündfluth zu retten. Babylon und Ninive enthielten seltene Denkmale, die nur noch in Büchern vorhanden sind. Die Egyptier berühmen sich iener ungeheuren Gebäude, die sie Pyramiden nennen, welche die Kühnheit der Könige und die Feigheit der Sklaven in ewigen Andenken erhalten. Die Griechen vervollkommneten die Baukunst, so wie die Franzosen behaupten, die neuern Künste und Erfindungen vervollkommnet zu haben. Wir haben den Griechen die drei Ordnungen in der Baukunst zu danken. Man versteht hier unter Ordnungen, die Zierräthen, Maaße und Proportionen der Säulen und Pfeiler in großen Gebäuden. Man kann über den Werth und die Wichtigkeit der verschiedenen Ordnungen, welche durch die Anstrengung des menschlichen Geistes erfunden worden

 sind,

sind, die Kenner und Künstler befragen. Unter die berühmten Gebäude, welche Griechenlands Zierde ausmachten, zählet man vorzüglich den Tempel der Diana von Ephesus, der mit zu den sieben Wundern der Welt gerechnet wurde. Herostratus steckte ihn in Brand, um seinen Namen unsterblich zu machen. Allein demohngeachtet verabscheuet man sein Andenken. Wenn ihn ein großer Held an der Spitze von hundert tausend Soldaten angezündet hätte, nachdem er die Armee der Griechen geschlagen, so würde er neuen Ruhm eingeerndtet haben. Der Tempel des Apollo zu Miletto und der Tempel der Ceres und Proserpine zu Eleusis sind auch sehr berühmt. Man führt auch da des Apollo Olympius zu Athen und den pyräischen Hafen an. Das Grabmal des Mausolus in Carien hat den tiefen Schmerz seiner Gemahlin Artemisia geheiligt — Aber, daß dergleichen immer auf Unkosten des Volks geschicht! Die Stadt, die Alexander in Aegypten bauen lies und die nach ihm genennt wurde, verkündigte durch ihre große Pracht den Namen dieses Helden, der nur um seines Ruhms willen, und nie fürs Beste der Menschheit beschäftigt war. Die Leuchte bey Alexandrien war ein nützlicheres Denkmal.

Die

Die Baukunst kam bald nach Italien, und that daselbst Wunder. Ohne das Grabmal des Porsenna, noch die Gebäude des alten Tarquins zu erwähnen, sahe man unter den Kaisern das Pantheon, die Bäder, das Amphitheater, die Wasserleitungen, die Landstraßen und andere Beweise der Verschwendung, die grôstentheils unnütz, aber prächtig waren. Das berühmte goldne Haus, das Nero bauen lies, und wo auf allen Seiten Gold, Perlen und Edelgesteine glänzten, war nicht das geringste Verbrechen dieses Ungeheuers, das mit dem Leben und Vermögen der Bürger ungestraft spielte: Non in alia re damnosior, quam in aedificando, sagt Sueton von ihm.

## §. 5.

## Von der Bildhauerkunst.

Auch die Bildhauerkunst wurde mit dem glücklichsten Erfolg getrieben. Ihr Ursprung ist sehr alt. Die Aegyptier, bey welchen sie zuerst entstand, haben unförmliche Figuren gemacht, die man nicht ohne Eckel ansehen konnte. Die Griechen vervollkommneten alles. Man wird den Phydias, Polykletes, Myro, Lysippus, Praxiteles und andere, stets mit Lobsprüchen nennen. Alle diese

großen Meister brachten den Geschmack ihres Jahrhunderts, in welchem die nackenden Figuren gefielen, in Ansehen. Die Göttinnen und übrigen Matronen flößten unter dem Meißel der Bildhauer Wollust und Hang zur Ausschweifung ein, und in unsern Tagen hat man die weisen Männer für Barbaren gehalten, die in diesem Stück die Ehrbarkeit empfehlen. Die Geschichte mit der Gnidischen Venus beweiset die Gefahr dieser Abbildungen.

## §. 6.

## Ueber die Mahlerey.

Die Mahlerey war bey ihrem Entstehen sehr unvollkommen. Die Aegyptier berühmen sich, die Erfinder derselben zu seyn. Allein ihre plumpen Sudeleien verdienen keine Erwähnung. Den Griechen hat man außer den besten Regeln dieser Kunst eine Menge Meisterstücke zu danken, welche das Alterthum in Verwundrung gesetzt haben, und welche man noch nach den Beschreibungen bewundert. Es ist merkwürdig, das Homer immer von Statüen, Basreliefs und andern dergleichen Kunstwerken redet, ohne ein Wort von Gemählden zu sagen. Man hat hieraus geschloßen, daß die Mahlerey nicht

nicht so vollkommen als die Bildhauerkunst gewesen sey. Die Oehlmalerey ist eine neuere Erfindung. Ehedem mahlte man nur auf Kalk und mit Wasserfarben. Um uns nicht zu weitläuftig hierüber auszubreiten, wollen wir nur die großen Meister Griechenlands nennen.

Man setzt in diese Klasse den Xeuxis, Parrhasius, Timantes, Apelles, Protogenes — — Nachdem Xeuxis durch seine Kunst reich geworden war, so wollte er seine Gemählde nicht mehr verkaufen. Er gab sie umsonst weg, weil sie, wie er sagte, nicht mit Geld zu bezahlen wären. Ein Zug, der großen Männern sehr anständig ist. Indessen wagte Parrhasius ihm den Vorzug streitig zu machen. Xeuxis hatte Weintrauben so natürlich gemahlt, daß die Vögel häufig herzuflogen, um davon zu fressen. Er bath stolz die Richter, daß sein Kunststück aufbehalten werden, und daß man das Gemählde seines Nebenbuhlers untersuchen mögte. Parrhasius legte nun das seinige vor, und es schien, als ob es mit einer durchsichtigen Decke belegt sey. Man nehme die Decke weg, rief Xeuxis, und dann wollen wir sehen. Allein, diese bezaubernde Decke war das Gemählde selbst. Xeuxis gestand edelmüthig, daß er überwunden sey. Ich, sagte

er, habe nur Vögel getäuscht. Aber Parrhasius hat mich selbst betrogen. Timantes machte sich durch das Bildnis der Iphigenia berühmt, wo er über das Gesicht des Agamemnon einen Schleier wirft, um die Zuschauer fühlen zu lassen, wie groß der Schmerz des unglücklichen Vaters seyn müsse, der aus Aberglauben seine Tochter durch einen Priester zum Opfer brachte. Apelles wird für den grösten Meister in Griechenland gehalten. Er stellte seine Gemählde frei dem öffentlichen Tadel aus. Das Bildnis des Antigonus ist eins der berühmtesten. Da dieser Fürst nur ein Auge hatte, so zeichnete ihn der schmeichelnde Mahler im Profil, um diesen Fehler zu verbergen. Man sagt, daß Apelles Erfinder der Profilzeichnung ist. Er war der Mahler Alexanders, der in allen Stücken das Meisterhafte liebte, und von ihm ganz nach Wunsch befriedigt wurde. Im Tempel zu Ephesus war eins von seinen Bildnissen, und man zitterte schon beim Anblick des schädlichen Mannes, der Asien verwüstete. Des Apelles Meisterstück war eine Venus, die er aus dem Meer steigend mit allen Reitzen und aller verführerischen Schönheit dieser Göttin der Wollust vorgestellt hatte. Protogenes arbeitete im Anfang ohne viel Ruhm. Er mahlte Schiffbrüche ziemlich schlecht. Aber er that sich bald durch

mit

mit Recht bewunderte Stücke hervor. Sein berühmtestes Gemählde war des Yalise Bildnis, der ein großer Jäger, ein Sohn oder Enkel der Sonne war. Man bewunderte besonders den Schaum, der aus des Hundes Schnautze hervorkam. Er hatte oft versucht, ihn so natürlich als möglich abzubilden, allein wie er sahe, daß seine Mühe vergebens war, warf er aus Unwillen den Schwamm darauf, dessen er sich zum Abwischen bedient hatte, und der Zufall brachte ein Meisterstück hervor.

Man kann die Bildhauerkunst der Neuern mit der Alten vergleichen, weil Denkmale der leztern übrig geblieben sind. Aber ganz anders verhält es sich mit der Mahlerey. Wir können in diesem, wie in allen andern Punkten vermuthen, daß uns die Alten übertroffen haben.

Der beste Nutzen dieser blos angenehmen Künste würde darin bestehen, daß man die Tugend großer Männer durch sie erhielte. Ich meine hier die Wohlthäter der Menschheit. Allein sie sind fast immer zum Vortheil mächtiger, ungerechter, zügelloser und verfluchenswürdiger Menschen gemißbraucht worden. Die kleine Zahl der Weisen und Rechtschaffenen, deren Andenken diese beiden Künste verewigt haben, giebt einen

nützlichen Unterricht, der nicht nach iedermanns Geschmack ist. Wollüstige Scenen, Bildnisse von Tyrannen, schreckliche Schilderungen des allgemeinen Elends — das bewundert, das sucht man auf. Mehr als ein Niederträchtiger hat Gefallen daran gefunden, durch die Mahlerey Böses zu stiften. Man freuet sich, wenn man bemerkt, daß die ersten Künstler in ihren Kunstwerken natürlicher, sittsamer und richtiger gewesen sind, als alle die großen Meister, die das verdorbene Griechenland hervorgebracht hat. Das Uebel wird immer schlimmer.

## §. 7.

## Ueber die Musik.

In Ansehung der Musik ist bekannt, daß sie bey den Alten einen weitern Umfang hatte als bey uns, oder daß sie sich noch über viel Gegenstände ausbreitete, welche zu unsern Zeiten nicht zu ihr gehören. Außer dem Gesang und den Instrumenten begriff sie noch die Dichtkunst und die Tanzkunst in sich. Wenn man den Schriften trauen darf, so that die Musik der Alten fast Wunder. Sie trug zur Erregung und Unterdrückung der Leidenschaften, zur Milderung der Sitten, zur Civilisirung wilder Nationen bey. Die weisesten

Gesetzgeber haben sie sehr empfohlen, und die Griechen sahen sie als einen wesentlichen Theil der öffentlichen und Privaterziehung an. Die ersten Musiker kannten nur eine ernsthafte, simple und sanfte Harmonie. Allein Griechenland verdarb sie so wie die übrigen Künste. Es erfand die Dithyrambischen Gesänge, die man an den ausschweifenden Festen des Bacchus, der Venus, und anderer Gottheiten sang. Plutarch beklagt sich, daß die Musik zu seiner Zeit nur Weichlichkeit und unedle Neigungen einflöße, und dies Uebel war schon älter als er selbst.

## Zweites Kapitel.

## Ueber den Krieg.

### §. 1.

### Von den Gewohnheiten der alten Feldherren.

*Wir wollen itzt von einer andern schrecklichen Kunst reden, welche man mit dem grösten Eifer vervollkommnet hat, nemlich

* *Tableau philosophique du genre humain depuis l'origine du monde jusqu'à Constantin.*

lich von der Kriegskunst. Die Alten ließen es sich äußerst angelegen seyn, große Generale zu bilden. Diese musten ihre eigenen Tugenden haben, so wie die Anführer der Straßenräuber auch die ihrigen haben. Sie musten viel Klugheit besitzen, um dem menschlichen Geschlecht mit Sicherheit alles mögliche Uebel zuzufügen, viel Beurtheilungskraft, um die Gelegenheiten dazu wahrzunehmen, und viel Scharfsinn und List, um die geringsten Umstände zu nutzen. Ein weiser General fragte die Götter feierlich um Rath, ehe er sich in ein Treffen einlies. Dieser Gebrauch feuerte den Aberglauben des Soldaten an, der glaubte, der Himmel segne seine Verwegenheit. Oft wagte er aber auch etwas ohngeachtet der unglücklichsten Vorhersagungen. Ein römischer Konsul wurde einmal unwillig, daß die heiligen Hühner nicht fressen wollten, und lies sie mit den Worten ins Meer werfen: So mögen sie denn saufen, da sie nicht fressen wollen. Alexander lies seine Siege in den Eingeweiden eines Opferthiers lesen. Kurz es kam darauf an, die Soldaten zu überreden, daß sie ihre Feinde zur Freude und unter dem Schutz der Götter umbringen würden. Wenn die abergläubischen Gebräuche dem Feldherrn nicht günstig waren, so entweihete er sie zuweilen

mit

mit einer edlen Kühnheit, die sich bey der Armee fortpflanzte.

## §. 2.

## Von den Strafen und Belohnungen für die Soldaten und den Feldherrn.

Es müssen im Kriege Strafen und Belohnungen seyn. Die Carthaginenser bestraften unglückliche Feldherren gewöhnlich mit dem Tode. Man muste nothwendig entweder siegen oder verbannet werden. Die Gallier waren nicht viel gelinder, allein die Griechen waren menschlicher. Indessen bestraften sie denienigen, der in einem Treffen sein Schild wegwarf, und die Flucht nahm, wie auch den, der seinen Posten verlies, und alle Ueberläufer mit der äußersten Strenge. Die Kriegszucht war zu Sparta in diesem Stück noch strenger, weil sie die Feigen und Ueberläufer der erniedrigendesten Schande blos stellte. Die Römer veränderten die Strafen nach Gelegenheit und Umständen. Zuweilen war ein verächtliches Wort des Feldherrn eine hinlängliche Strafe. Zuweilen verweigerte man die Theilnehmung an der Beute u. s. w. Kurz die gewöhnlichen Strafen waren Demüthigungen. Stockschläge, Gerstenbrodt, oder Verlust des Lebens waren

sehr

sehr seltene Strafen, welche die an eine strenge Mannszucht gewöhnte Soldaten nicht oft leiden durften.

Die Griechen belohnten dadurch, daß sie allen Helden, die sich durch eine glänzende Handlung hervorgethan hatten, Ehrensäulen setzten. Die Athenienser setzten die Körper derer, welche im Kriege umgekommen waren, drei Tage der öffentlichen Verehrung aus. Man bestreuete sie mit Blumen, und lies ihnen zu Ehren Weihrauch und wohlriechende Sachen anzünden. Man hielt Leichenpredigten, welche wegen der großen Lobeserhebungen der Todten den Muth der Lebenden entflammten und ihre Familien wurden auf Kosten der Republik unterhalten. Die Römer hatten auch starke Beweggründe zu siegen oder zu sterben. Alle Soldaten theilten nach dem heilig gehaltenen Kriegsrecht die Beute der Ueberwundenen unter sich. Oft belohnte man sie durch Ehrenzeichen und Kronen, die z. E. der Feldherr erhielt, wenn er eine Armee von der Belagerung befreiet, oder der Soldat, der einem Bürger das Leben gerettet, oder die Mauren zuerst bestiegen hatte. Auch die Feldherren unterliessen nie, diejenigen, die sich wohl verhalten hatten, vor der ganzen Armee auf das stärkste zu loben. Die Feldherren führten

sie

sie im Triumph auf, aber waren dabei sehr barbarisch. Man machte einen Unterschied zwischen dem großen und kleinen Triumph. Man opferte bey diesen Feierlichkeiten Menschenopfer und so gar Könige, um den Ruhm des Siegers vollkommen zu machen.

## §. 3.

## Von der Neigung zum Kriege.

* Die Gesetze zu Creta und Sparta hatten lediglich ihre Beziehung auf den Krieg, und scheinen vorauszusetzen, daß der Friede nicht für die Menschen gemacht sey. Die neuern Reiche scheinen eben diese Gesinnung beibehalten zu haben. Man könnte fast sagen, daß die Völker blos auf den Erdboden gesetzt worden wären, um sich einander zu hassen, zu quälen und aufzureiben. Die Ruhe ist für den Adel ein gezwungener Zustand, wofür er tausend Scheingründe anführt. Um sich durch Würkung dieser fortdaurenden Raserei daraus zu befreien, versetzten sich die Staaten mit ihren Unterthanen in ein beständiges Elend. Die reichsten Nationen entvölkern und richten sich zu Grunde, und erhalten fast nie Zeit, sich von den häufigen und schmerzhaften Erschüt-

* *Systeme social.*

Erschütterungen, die ihnen der Geist des Krieges verursacht, zu erholen. Sie gleichen den Kranken, welche Unvorsichtigkeit in der Diät ieden Augenblick in die vorige Krankheit zurückstürzt, weil eine zu kurze Genesung sie nicht völlig hat wiederherstellen können. Gewöhnlich macht auch nicht die Nothwendigkeit oder die Unmöglichkeit, den Krieg fortzusetzen, sondern die gänzliche Erschöpfung der Hülfsmittel zum Frieden geneigt. Dieser stets unruhige und unsichre Friede scheinet auch nur bestimmt zu seyn, neue Kräfte zu sammlen, um von neuen kämpfen zu können. Sobald eine Nation wieder anfängt, freie Luft zu schöpfen, ihren Handel in Gang zu bringen, Thätigkeit zu unterhalten, ihre Felder zu bearbeiten, so zernichtet auch die Neigung zum Kriege anf einmal alle ihre Entwürfe. Das Land wird entvölkert, um eine Armee zusammen zu bringen, der Handel wird eingeschränkt, alle Thätigkeit wird gehemmt, alles verfällt in Schlafsucht und die Aufmerksamkeit der Regierung, welche die Ehre des Regenten vertheidigen und die Grenzen beschützen muß, kann sich nicht mit gleichem Eifer über die zur innern Wohlfahrt nothwendige Dinge ausbreiten.

Durch Würkung wilder Vorurtheile, womit die Völker noch behaftet sind, ist die krie-

kriegerische Erziehung fast die einzige, die man den Großen giebt. Bürgerliche und sanfte Tugenden säet und nährt man nur selten bey ihnen. Diese scheinen ihnen unedel zu seyn, werden von einem hitzigen Adel herabgewürdigt, den man überredet, daß die Ehre nur in der Tapferkeit bestehe. So gewöhnen sich die Ersten eines Reichs, in der Gewaltthätigkeit Ehre zu suchen, und halten keine Beschäftigung eines großmüthigen Herzens würdiger, als Menschen zu würgen. Nach diesen unglücklichen Gesinnungen werden die Völker in beständige Kriege hineingezogen — — durch verwandelte Tiger, die nichts schöners kennen, als Blut zu vergießen, und welche der ruhige Friede in Unthätigkeit und in die unerträglichste Langeweile stürzen würde.

## §. 4.

## In welchen Fällen ist der Krieg gerecht?

Der Krieg ist nur gerecht, wann er nothwendig ist. Der Krieg ist nothwendig, wann die Wohlfahrt einer Nation würklich in Gefahr ist. Eine Nation ist in Gefahr, wann die ungerechten Nachbaren sie einer gelinden Regierung, eines Regenten, der zu ihrem Glück unentbehrlich ist, der Freiheit, des

Genusses ihrer eigenthümlichen Rechte berauben wollen. Endlich ist der Krieg gerecht und nothwendig, wenn man ohne ihn des Friedens nicht versichert seyn kann. Iustum est bellum, sagt Livius, quibus est necessarium et pia arma, quibus nulla nisi in armis relinquitur spes. Der Krieg ist ungerecht, wenn er blos die Absicht hat, die Macht zu vergrößern, ungegründete Ansprüche gültig zu machen, die Habsucht zu befriedigen, die Eitelkeit und Eigenliebe zu nähren. Das strenge Verbot, zur Erweiterung seiner Grenzen nie die Waffen zu ergreifen, sollte für iede kluge und verständige Nation ein unumstößliches Grundgesetz seyn. Ein Fürst, der so weise wäre, daß er sich dies zum Gesetz machte, würde sehr bald der Freund und Schiedsrichter aller übrigen werden, und er würde sowohl in seinen Staaten als in ganz Europa viel Menschenblut und unglückliche Schlachtopfer sparen.

Was für wahre Beweggründe können überdem die Völker haben, gegen einander feindselig gesinnt zu seyn? Ist wohl etwas der Billigkeit, Menschlichkeit und Vernunft mehr entgegen, als unter den Völkern ienen forterbenden, thörichten und unvernünftigen Haß zu unterhalten, der die unglücklichen Bewohner der Erde trennet? Verschaft nicht iedes Land seinen Bewohnern Gelegenheit,

ihren

ihren Fleis und Talente nützlich anzuwenden? Stellt nicht jeder Staat jedem vernünftigen Regenten ein weites Feld auf, um seine Grosmuth, seine Gerechtigkeit, seine Mildthätigkeit und Fürsorge zu zeigen?

## §. 5.

## Widerlegung der Scheingründe, die man für den Krieg anführt.

Dieser kriegerische und muthvolle Adel, sagt man, stellet den Regenten unaufhörlich vor, daß der angefangene Krieg die künftige Wohlfahrt und Sicherheit der Staaten, die Erhaltung des Gleichgewichts in der Macht, die Vermehrung des Handels und des Reichthums der Unterthanen allein zur Absicht habe. O diese Unverständigen! Sehen sie nicht ein, daß die aus Eroberungssucht oder Langerweile angefangenen Kriege lediglich dahin gehen, die würklichen Kräfte und die bereits erworbenen Reichthümer auf einmal zu verschwenden, um ungewisse und eingebildete wieder zu erwerben? Nichts ist seltener als zu sehen, daß die Vortheile und Eroberungen die Kosten, welche sie verursacht haben, in der That aufwiegen. Die glänzendesten Thaten vermindern gewöhnlich die würklichen Kräfte und bringen nur in der

Einbildung neue hervor. — Das Gleichgewicht der Macht ist in der That nichts, als ein Gleichgewicht der Schwäche. Die Staaten entkräften sich durch ihre Kriege einander, und oft ist der Sieger mehr zu beklagen, als der Besiegte. Krieg führen — das heißt, die durch den Handel und Arbeitsamkeit gesammleten Schätze einer Nation an ein Volk verschwenden, das oft weder Handel noch Betriebsamkeit besitzt, heißt dies Volk auf seine eignen Unkosten bereichern. Ueberdem wird iede habsüchtige und ehrgeitzige Nation bald eine Macht, die Verdacht erregt, und die man daher aufzureiben sucht. So bewürken denn die glücklichsten Kriege den Frieden nicht. Sie erregen neue Kriege, die durch Mistrauen und Furcht, welche ein aufgebrachter Ehrgeitz in den Gemüthern der Nachbarn erzeugt, veranlaßt werden. Daher iene allgemeine Unruhe, die sich bei allen Regierungen zeigt, und sie nöthigt, zu allen Zeiten furchtbare, für alle Staaten gleich verderbliche Armeen auf den Beinen zu halten, die den Völkern den Frieden sogar unnütz machen!

Wenn ein kriegerischer Fürst eine neue Provinz erobern, oder seine Länder vergrössern will, damit er unter den benachbarten Mächten eine desto größere Rolle spielen kön-

könne, so setzt er sich zuweilen der Gefahr aus, seine alten Staaten zu verliehren. Ohngeachtet der Gefahr, welcher er sich aussetzt, erhalten ihn doch oft das Ohngefehr, seine Geschicklichkeit oder die Fehler seiner Feinde und er siegt. — Was wird er aber thun, wann er in seine Länder zurückkehrt? Er weis, daß ein Krieg den andern nach sich zieht. Er sieht ein, wie nothwendig es sey, sich standhaft zu stellen, damit er diejenigen hintergehen könne, die er beraubt hat. Er sieht sich daher gezwungen, zahlreiche Armeen auf den Beinen zu halten. Er muß also beständig werben und große Geldsummen ausfindig machen. Er entvölkert seine Städte und Dörfer, um Soldaten zu haben. Er muß zu allen Mitteln seine Zuflucht nehmen, die seine Schatzkammern füllen können. Er besitzt den Ehrgeitz, zu seinem großen Reich den Grund zu legen. Aber er fängt an, es zu verwüsten, und hinterläßt seinen Nachkommen keinen andern Vortheil, als den, Jahrhunderte hindurch zu seufzen, welches die traurigen Folgen seiner unruhigen Gemüthsart und seiner unermüdeten Bemühungen sind. Einen solchen nennet man nun einen Held, einen großen Staatsmann!

## §. 6.

## Begriffe des großen Haufens von einem Eroberer.

Der einfältige Pöbel hat zu allen Zeiten einige berühmte Straßenräuber, die uns die Geschichte durch ihre schreckliche Blutbäder kennen gelehrt hat, als Helden und Götter angestaunt und verehret. Was können merkwürdige Krieger, die sich gleich den Ueberschwemmungen, feuerspeyenden Bergen und Pesten nur durch traurige Verwüstungen einen Namen gemacht haben, für Ansprüche auf die Achtung der Menschen haben? Was für falsche Begriffe von Ehre müssen sich Menschen gemacht haben, die kühn genug waren, uns die großen Thaten eines Alexanders, eines Cäsars und eines Pompeius zu rühmen.

Plinius erzählt, das Pompeius, nachdem er viel asiatische Völker besiegt, von ihrer Beute der Minerva einen Tempel erbauet, über dessen Eingang er folgende Inschrift setzen lies, die von den Römern gebilligt zu werden verdiente: **Nachdem der Feldherr, Pompeius der Große, einen dreißigjährigen Krieg zu Ende gebracht, zwo Millionen und hundert und drey und achtzig Tausend Mann geschlagen, in die Flucht geiagt,**

geiagt, getödtet und zu Gefangenen gemacht, acht hundert und sechs und vierzig Schiffe in Grund gebohrt oder genommen, sich tausend fünf hundert acht und dreißig Städte und Festungen unterwürfig gemacht, alle Länder zwischen dem rothen Meer und der möotischen See unterjocht hat, so bringt er der Minerva dieses schuldige Opfer *.

Tamerlan soll nur Schlachten geliefert haben, um sich das unglaubliche und barbarische Vergnügen zu machen, von den Köpfen derer, die er erwürgt, Pyramiden aufzubauen. Nero, dieser durch seine grausamen Thorheiten berühmte Tyrann, lies in einem Augenblick von übler Laune in Rom Feuer anlegen, und betrachtete von einer Anhöhe die Flammen, welche seine Hauptstadt in Aschenhaufen verwandelten. Jedermann erschrickt vor einer so grausamen und unsinnigen Handlung. Wie viele gleich verabscheuungswürdige Eroberer sind indessen in der Geschichte berühmt geworden, weil sie ihr Vergnügen daran fanden, die ganze Welt unter Flammen zu setzen! Wie viel Sieger haben sich einen schrecklichen Zeitvertreib dadurch gemacht, daß sie Städte zer-



* *Plin. hist. nat. lib. VII. cap. 26.*

störten, Provinzen verheerten, von der Höhe ihres Throns das Elend und die Thränen des menschlichen Geschlechts sahen. Wie viel Nerone giebt es in den Jahrbüchern der Welt, welche man der Lorbeern würdig zu erklären, thöricht genug war! Wie viel kriegerische und unruhige Regenten, die es gleich dem Kaligula zu beklagen scheinen, daß sich ihre Regierung nicht durch glänzende Verbrechen und durch hervorstechendes Elend auszeichnet!

Einige in der Geschichte berühmte Nationen würden berechtigt gewesen seyn, ihre blutdürstige Oberherren eben so anzureden, wie ein Derwisch den Kuli-Kan in dem Augenblick anzureden wagte, wo dieser Ueberwinder Hindostans den Befehl zur Ermordung der Einwohner Delhi's gab: „Bist „du ein Gott, so handle als ein Gott. Bist „du ein Prophet, so führe uns auf den „Weg zur Glückseligkeit. Bist du ein Kö„nig, so mache dein Volk glücklich und reibe „es nicht auf.“ Die Antwort, welche dieser wüthende Eroberer gab, könnten viele ruhmsüchtige und blutdürstige Helden, welche die Welt bewundert, mit gleicher Wahrheit geben: Ich bin kein Gott und handle auch nicht als ein Gott. Ich bin kein Prophet, der den Weg zur Glückseligkeit zeigen

gen soll. Ich bin von Gott zu den Völkern gesandt, die er in seinem Zorn heimzusuchen beschlossen hat.

Unbedachtsame Völker! Ihr erhebt ein Freudengeschrey, ihr veranstaltet Erleuchtungen, ihr lasset eure Siege durch eure Dichter besingen, ihr bringet den Göttern Dankopfer für so viel Menschen, die eure Krieger zu erwürgen das Glück und die Freude gehabt haben. Sehet ihr denn nicht ein, daß das Blut eurer Mitbürger zugleich mit dem Blute eurer Feinde geflossen ist? O! bald genug werdet ihr über ener eigen Glück weinen. Eure Familien sind in Trauer. Euer entvölkertes Land stellt die Uebel auf, welche den glänzendsten Sieg begleiten.

Welches edelmüthige Herz sollte nicht bei dem Anblick des zahllosen Unglücks zerrissen werden, das dem Triumphwagen des Eroberers folgt? Welch trauriges Gemählde für eine lebhafte Einbildungskraft ist die Vorstellung der eingeäscherten Städte, der brennenden Dörfer, der klagenden Landleute, die ihre Hände ringen, wann sie die Erndte, die Früchte ihrer Arbeiten und ihres Schweisses, in einem Augenblick einen Raub der Flamme werden sehen, und endlich der weinenden Mütter, die ihre zittern-

den Töchter den Händen des von Mord und Ausschweifung sinnlosen Soldaten entreissen! Wer kann ohne Zittern an die Reihe von Schmerzen denken, welche durch die schnelle Niederlage von so viel tausend Menschen, Hausvätern, Verwandten, und Freunden, die eine Schlacht hinreißt, über ein ganzes Volk verbreitet werden? — —

## §. 7.

## Schilderung eines Generals.

* Die meisten Generals gewinnen nur Schlachten, um die Couriers zu beschäftigen, welche die Nachrichten davon von einem Ort zum andern bringen. Selten ziehen sie bleibende Vortheile daraus. Sie wissen zu siegen, aber sie wissen sich den Sieg nicht zu Nutze zu machen. Wenig Schlachten sind in Ansehung der Folgen derjenigen, welche Gustav bei Leipzig lieferte, oder den Siegen eines Tamerlan, eines Gengiskan oder anderer Stifter großer Reiche gleich, die von einer Zeit zur andern in der Welt entstehen. Wenn man solche grosse Veränderungen ausnimmt, so bringen alle Schlachten nur mittelmäßige Früchte hervor, und sind

* *Analyse de Bayle.*

sind nicht einmal im Stande, die Streitigkeiten der Zeitungsschreiber zu schlichten. Jede Parthey eignet sich den Sieg, oder doch die Vortheile des Sieges zu. Wenn man nicht leugnen kann, daß man von dem Schlachtfelde gewichen, daß man die Flucht genommen, so behauptet man doch, daß man wenig Leute verlohren, und daß der Verlust des Feindes überaus groß sey. Man läßt ihn das Te Deum singen, überläßt ihm das Geräusch des Triumphs und den Glanz der Freudenfeuer, allein man behauptet, daß ihm der Sieg nichts helfe, daß er besser thun würde, wenn er das De profundis, als das Te Deum anstimmte, und daß, wenn er noch eine so kostbare Schlacht gewönne, er ohne Rettung verlohren sey.

Das beste Mittel, diese Streitigkeiten zu endigen, wäre, nach der Schlacht als Sieger zu handeln. Wenn diejenigen, die sich zwar den Sieg selbst nicht, aber die Vortheile desselben zuschreiben, eilig mit Feuer und Schwerdt in das feindliche Land eindringen würden, so hätte der Streit zu ihrem Vortheil ein Ende. Aber er würde sich zu ihrer Schande endigen, wenn die Parthey, die sich den Sieg und die Vortheile des Sieges zueignet, sich wie ein reissender Strom in ihren Ländern ausbrei-

tete

tete und sich darin festsetzte. Man würde die Generale schlecht rechtfertigen, die den ganzen Ruhm eines Tages, das Schlachtfeld, das Geschütz, eine gute Anzahl Gefangener und erbeuteter Fahnen haben und es dabey bewenden lassen, ohne einen würklichen Vortheil vom Sieg zu erhalten — man würde sie schlecht rechtfertigen, wenn man behaupten wollte, daß sie ohne Eigennutz handelten, sich mit der Ehre begnügten, und sich um Vortheie nicht bekümmerten, daß sie nicht als Kaufleute Krieg führeten, um zu gewinnen, sondern als Helden, um Ehre einzuerndten, praeter laudem nullius avari. Denn bey solchen Angelegenheiten ist das Nützliche nicht von der Ehre getrennt. Nichts trägt mehr zum Ruhm eines großen Feldherrn bey, als die Thätigkeit, Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, die er nach dem Siege blicken läßt. In Rom, wo man sich auf die Kriegeskunst sehr gut verstand, machte man einen großen Unterschied unter vincere und debellare, oder zwischen den Generals, welche blos eine Schlacht gewonnen, und solchen, die einen Krieg zu Ende brachten. Die Römer hatten eine sehr gute Staatskunst. Man gab das Kommando über die Truppen Niemanden länger, als ein Jahr. Nach dieser Zeit muste der neue Konsul die Armee unter seine Befehle nehmen. Daher kam es

denn,

denn, daß ieder General sein möglichstes that, um den Krieg zu Ende zu bringen, damit er diese Ehre keinem andern überlassen dürfte. Bey uns kann ein General so lange auf das Kommando Rechnung machen, als der Krieg dauert. Daher übereilt er sich nicht, und ist oft sehr vergnügt, wenn er den Frieden aufhalten kann. Dem sey, wie ihm wolle, ein Alexander, Cäsar und ein General, der seine Siege zu nutzen weiß, sind große Seltenheiten. Generals, die Schlachten gewinnen, wovon nur dieienigen Vortheile haben, die Flor und schwarz Tuch verkaufen, finden sich überall.

## Drittes Kapitel.

## Von den Künsten und Wissenschaften, die lediglich den Verstand beschäftigen, und von den berühmten Männern, welche sie bey den Alten bearbeitet haben.

### §. 1.

### Von den Grammatikern.

Man hat die Gelehrten mit den Sternen verglichen, weil sie in der Welt verbreitet sind, um die Finsternis, der Unwissen-

wissenheit zu vertreiben. Allein unter ihnen sind viel dunkle Sterne und vielleicht auch viel schädliche.

Wir wollen mit der Grammatik anfangen, welche die Kunst lehrt, gut zu sprechen und gut zu schreiben. Es ist ein großes Geschenk der Vorsehung, daß man seine Gedanken durch Worte andern mittheilen kann, und im Stande ist, seine Worte durch bestimmte Zeichen auszudrücken. Man glaubt, daß der Phönicier Cadmus die Buchstaben zuerst nach Griechenland gebracht hat. Plato oder auch Aristoteles können für die ersten Grammatiker gehalten werden. Denn diese beiden göttlichen Männer sprachen über Alles. Indessen hat sich der strenge Aristarch hierin am meisten hervorgethan. Er besaß das Vertrauen des Ptolomäus Philometor, der ihn zum Hofmeister seines Sohnes machte. Sein Hauptstudium war Kritik, durch welche die alten Grammatiker hauptsächlich berühmt wurden. Es wurde dazu eine weitläuftige Gelehrsamkeit und viel gesunder Verstand erfodert, woran die neuen Kritiker eben keinen Ueberfluß haben. Aristarch entschied als Meister ohne Zurückhaltung und hatte doch zuweilen Unrecht. Sein Name wurde furchtbar, und man belegt damit noch heut zu Tage strenge Kunstrichter.

Sueton

Sueton führt zwanzig lateinische Grammatiker an, unter welchen man den Markus Pomponius besonders anmerkt, weil er es wagte, in Unterredung des Tiberius ein Wort zu tadeln. Vor ihm hatte Rom den Gripho, dessen Schüler Julius Cäsar und Cicero war.

## §. 2.

## Von den Philologen.

Nach den Grammatikern führt uns die Ordnung zu den Philologen. Dies sind Gelehrte, die viel Geduld und viel Zeit zu verlieren haben, welche die Schriften der alten Autoren berichtigen, aufklären, erläutern und herausgeben. Nach diesem Begriff allein siehet man schon ein, daß ein Philologe wenigstens eine gute allgemeine Kenntniß von allen Wissenschaften haben muß. Erathosthenes war der erste Philologe. Er war Bibliothekar zu Alexandrien unter den Ptolomäus Philadelphus. Dieser Mann wuste von allem etwas, und verstand nichts gründlich, welches gemeiniglich bey denen zutrift, welche den thörichten Fehler haben, daß sie Vielwisser seyn wollen. Varro ist ein berühmter Name, den man noch in Ehren hält. Er versicherte, er habe mehr als fünf hundert

dert Bücher über verschiedene Materien geschrieben. Seine Abhandlung vom Landleben ist vielleicht seine beste Schrift. Varro wurde für den Gelehrtesten unter den Römern gehalten. Der Grieche Lucian wurde aus einem Bildhauer ein Gelehrter. Man schätzt seine Gespräche noch immer, welche voll Feinheit, Laune und Naivetät sind. Er hat viel unglückliche Nachahmer gehabt, mit welchen man den sinnreichen Lord Littleton und den Fontenelle, der viel Witz hat, nicht verwechseln muß. Lucian spottete über alles, über die Großen, über Gelehrte, über die christliche und heidnische Religion.

Athenäus, ein ägyptischer Philologe hat Libr. XV Dipnosophistarum geschrieben, welche voll gelehrter Untersuchungen über die griechischen Alterthümer sind. Man hat nur noch Fragmente von den ersten Büchern, und unsere Pedanten bedauren den Verlust des übrigen sehr.

Donat, der Lehrer des heil. Hieronymus, war Professor der Rhetorik zu Rom, und wollte auch ein Grammatiker seyn.

## §. 3.

## Von Rednern.

Wir wollen itzt von den Rednern handeln, welche beredt seyn und die Beredsamkeit

durch Regeln lehren wollten. Corax und Thysias haben zuerst dergleichen Regeln vorgeschrieben. Indessen wird doch Aristoteles für den vornehmsten Lehrer der Redekunst gehalten. Man sieht sein Werk noch heut zu Tage als den Codex eines Gesetzgebers an — und in der That war er auch mehr im Stande, über die Redekunst zu schreiben, als über das Wesen der Dinge und die Natur der Sele zu philosophiren. Der junge Hermagenes war schon in seinem funfzehnten Jahre ein vollkommener Gelehrter und gab Unterricht in der Redekunst. Seine Schrift über diese Materie hat ihre Liebhaber. Sein Verstand und sein Ruhm verschwanden aber wie ein Schatten. Er wurde im vier und zwanzigsten Jahre an allen Seelenkräften stumpf und blieb es seine ganze Lebenszeit. Der berühmte Longin muß hier vorzüglich angeführt werden. Seine Abhandlung vom Erhabenen ist nicht erhaben, aber sie ist gut, und man hat Ursach, sie zu schätzen, ob er gleich Dinge bewundert, die ich nicht bewundernswürdig finde. Sein Tod machte dem Kaiser Aurelius keine Ehre.

Die griechischen Sophisten und Redner machten im Anfange viel Versuche, sich in Rom niederzulassen. Der Senat, der wegen dieser Schwätzer besorgt war, weil sie mehr reden als handeln lehrten, vertrieb sie mehr

als einmal durch förmliche Edikte. Da sich indessen die Römer nach und nach ausbreiteten, so machten sie auch Bekanntschaft mit den Griechen, und legten sich auf ihre Künste. Hierauf überschwemmten diese Leute, welche durch nichts anders Aufsehen in der Welt machen konnten, die Stadt Rom, und gaben Unterricht in ihrer Sprache, unterdessen daß die Ueberwinder der Welt die ihrige vernachläßigten, so wie wir um der lateinischen willen die unsrige vernachläßigen. Endlich sahe man das Schädliche dieses Verfahrens ein, und Gallus lehrte die Redekunst zuerst in der lateinischen Sprache. Cicero hat hierüber eine Abhandlung geschrieben, die dieses beredten Römers würdig ist.

Quintilian gab zu Rom unter dem Kaiser Galba in der Redekunst Unterricht, und war der Erste, der dafür besoldet wurde. Nach fortgesetzten zwanzigiährigen öffentlichen Unterweisungen zog er sich in die Einsamkeit zurück, und schrieb eine Abhandlung über die Ursachen der verdorbenen Beredsamkeit, deren Verlust man sehr bedauert. Seine Institutiones oratoriae sind eine vollständige Rhetorik, die man täglich herausstreicht, und die mir doch zu weitläuftig zu seyn scheint; ob gleich sonst viel gute Sachen darin sind.

## §. 4.
## Von den Sophisten.

Der Titel: Sophist, war Anfangs ein Ehrentitel, wurde aber bald wegen der Laster der Sophisten und ihrer elenden Kenntnisse ein Schimpfnahme. Im Anfange nennte man dieienigen Sophisten, welche mit einem Geist, der wichtige Kenntnisse besaß, reine Sitten verbanden. Man erwies ihnen die gröste Ehre. Wenn sie in eine Stadt kamen, so gieng man ihnen entgegen und ihr Eintritt war eine Art von Triumph.

Unter die berühmtesten Sophisten kann man den Anaxagoras und den Damon rechnen, von welchen Perikles den fürtreflichen Unterricht in der Gelehrsamkeit und Staatskunst erhielt. Dieser Perikles war auch ein Schüler der berüchtigten Aspasia von Milesia. Diese bewundernswürdige Frau hatte zweierley Gewerbe, sie war eine Sophistin und Kourtisane. Sie gab ihren öffentlichen Unterricht in der Litteratur mit so viel Bescheidenheit und Ehrbarkeit, daß auch die tugendhaftesten Frauenzimmer kein Bedenken trugen, bey demselben gegenwärtig zu seyn. Sokrates, der sehr nach Lob geitzte, berühmte sich, daß er seine Beredsamkeit den Einsich-

ten der schönen Aspasia zu danken hätte, und sagte von ihr, daß sie die grösten Redner seiner Zeit gebildet hätte. Endlich heirathete sie Perikles. Indessen schonten Verläumdung und Haß sie nicht. Man beschuldigte sie einer lasterhaften Lebensart, und sie sahe sich genöthigt, sich vor Gericht zu rechtfertigen. Da die Kabale mächtig war, so hatte Perikles sein ganzes Ansehen, und seine ganze Beredsamkeit nöthig, um sie zu retten.

Der Sophist Gorgias war in Athen sehr berühmt. Er zeigte hierauf im Angesicht ganz Griechenlands seine Geschicklichkeit in den olympischen und pythischen Spielen. Der Enthusiasmus seiner Bewunderer war so groß, daß man ihm zu Delphos eine goldne Statue errichtete. Dieser Gorgias war der erste, der sich in einer zahlreichen Versammlung zu berühmen wagte, er wollte sogleich auf alle Fragen antworten, die man ihm vorlegen würde. Eine Sache, die grossen Schwätzern nicht schweer und nicht selten bey ihnen ist. Dieser Gorgias hatte einen sehr achtungswerthen Mann zum Schüler — den Isokrates. Der Sophist Protagoras bereicherte sich durch seine Kunst. Ein anderer, der eben dadurch sein Glück machte, war Prodikas, der ganz Griechenland durchkreuzte, um seine Beredsamkeit auszukra-

zukramen und zu verkaufen. Er war so habsüchtig, daß er für ieden Preis eine Rede hielt, für zween Heller so wohl als für funfzig Drachmen. Da er angeklagt wurde, daß er die Jugend verführt hätte, so verurtheilten ihn die Athenienser zum Tode.

Das Gewerbe der Sophisten wurde von der Zeit des Sokrates an verächtlich. Dieser Weltweise verschriee sie so wie sie es verdienten. Sie waren unverschämte Ignoranten, so wie viele Gelehrte iezziger Zeit.

## §. 5.

## Von den epischen, tragischen, komischen und Elegiendichtern.

Die Poesie, diese Sprache der Götter, und auch zuweilen der Teufel, hat ohne Zweifel ihre Verdienste. Allein, es scheint doch auch viel Charlatanerie bey ihr zu seyn, und dann giebt sie ganz gemeinen Gedanken einen falschen Schimmer. Ich werde mich nie überzeugen, daß die ersten Schriftsteller Verse gemacht haben. Sie schrieben in wohlklingender Prose. Endlich wollte man künsteln, und brachte dadurch starke Stellen heraus. Jezt will ich noch etwas von großen Dichtern sagen, die man bewundern muß. Der König unter ihnen ist der alte Homer, welcher

umherzog und auf dem Lande kurze Lieder absang. Man hat zwey berühmte Gedichte von ihm, die Iliade und Odyssee. Im ersten besingt Homer den Zorn des Achilles, der sich um einer Frau willen entrüstet. Alles ist groß, alles ist erhaben in diesem Meisterstück, wie Pope sagt. Das andere Gedicht Homers ist die Odyssee, worin er in einem andern Ton die Schicksale des weisen Ulysses, eines kleinen Königs von Ithaka nach der Zerstörung von Troia besingt *.

Hesiodus ist ein alter Kalendermacher, vielleicht eben so alt oder noch älter als Homer. Wir haben von ihm ein Gedicht über Werke und Tage, eine Theogonie oder Genealogie der Götter und das Schild des Herkules. Dieser Schriftsteller ist aus einem guten Zeitalter.

Ein bewundernswürdiger Dichter ist Tyrtäus. Er verstand die große Kunst, die Soldaten zur Schlacht zu ermuntern. Die Spartaner hatten im messenischen Kriege viel Unglücksfälle erfahren, und fiengen an, muthlos zu werden. Sie fragten daher das Ora-

* Diese Stelle schildert den Homer nicht so wie er es verdient. An andern Orten hat ihm der Verfasser mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Anmerk. d. H.

Orakel zu Delphos um Rath, das ihnen den Befehl gab, von den Athenienſern einen Mann zu fodern, der ihr Rathgeber ſeyn könnte. Man ſchickte ihnen zum Scherz einen armen Dichter. Allein kaum hatten die Spartaner ſeine fürtreflichen Geſänge gehört, ſo fielen ſie mit dem glücklichſten Erfolg über die Armee der Meßener her und trugen einen entſcheidenden Sieg davon. Tyrtäus wurde mit dem Bürgerrecht zu Lacedämon belohnt. Es ſind noch einige kleine Fragmente von ſeinen Gedichten übrig, die beweiſen, daß es ihm nicht am Nachdrucke fehlte, und daß er das ſelbſt empfand, was er andern einflößen wollte.

Der älteſte unter den tragiſchen Dichtern iſt Theſpis. Seine Kunſt war, wie man ſich leicht vorſtellen kann, damals noch ſehr mangelhaft. Er überſtrich das Geſicht ſeiner Schauſpieler mit Heſen, und führte ſie auf einem Wagen, der die Stelle des Theaters vertrat, auf dem Lande umher. Aeſchylus, der nach ihm kam, machte es ſchon viel beſſer. Er bemühete ſich der Tragödie etwas edles zu geben und Wahrheit damit zu verbinden. Seine Aufmerkſamkeit erſtrecket ſich ſelbſt auf die Kleider der Akteurs, die er Heldenmäßiger einrichtete. Aeſchylus iſt zuweilen erhaben, doch oft überſpannt.

spannt. Sophokles war in seinen Schilderungen groß, stark und erhaben. Er hatte den zärtlichen Euripides zum Nebenbuhler, dessen Poesie rührend und voll fürtreflicher Sittensprüche war. Athen war zwischen diesen beiden Tragikern getheilt. Jeder hatte seine Anhänger. Doch dies sey, wie es wolle, sie brachten ihre Kunst zu einem so hohen Grad der Vollkommenheit, daß sie nachher wieder herabsinken muste.

Die Komödie wurde bey den Griechen auch mit vielem Glück bearbeitet. Man unterscheidet die alte Komödie, welche wegen der ausgelassenen Freiheit, die sie sich anmaßte, verbothen wurde. Aristophanes führte auf dem öffentlichen Theater den Weisesten unter den Griechen auf, und erregte dadurch die Kabale, die seinen Untergang beförderte. Dieser cynischen Verwegenheit that man Einhalt und man sahe bald die mittlere Komödie, und endlich die neue Komödie zum Vorschein kommen, die Menander erfand und in Ansehen brachte. Er schonte weder das Laster, noch das Lächerliche, aber seine Satyre ist fein und delikat. Ohne sich verhaßte Personalitäten zu erlauben, bessert er die Menschen mit aller der Achtung, welche die Redlichkeit einflößt.

Griechenland war auch der Geburtsort der Dichter, die man iambische nennt, weil sie die iambischen Verse erfanden. Archilochus erfand sie und brachte sie auf einmal zur grösten Vollkommenheit. Sein männliches und kraftvolles Genie drückte alles mit einem seltenen Nachdruck aus, und man gab ihm den Lobspruch, den wenig Schriftsteller erhalten: daß seine längsten Stücke die schönsten wären. Allein er war ein schlechter Mann, und seine Nachfolger waren es noch mehr.

Pindar, der vornehmste unter den lyrischen Dichtern, besaß die edle Kühnheit und den Enthusiasmus, die zur Ode nöthig sind. Horaz meint, man müsse sehr verwegen seyn, wenn man ihn nachzuahmen wagte, und es hieße mit wächsernen Flügeln fliegen, um ins Meer herabzusinken.

Wir dürfen hier die zärtliche Sappho nicht vergessen, welche die sapphische Versart erfand. Sie hatte viel Genie und ein lebhaftes Temperament. Ihre Sitten waren nichts weniger als exemplarisch, und ihre Leidenschaft gegen den Phaon verursachte ihr viel Kummer.

Man schätzt den Simonides als einen feinen, natürlichen und angenehmen Dichter. Er verkaufte, wie man sagt, seine Gedichte sehr wohlfeil, und hatte den Preis genau bestimmt.

stimmt. Ein Grieche, der im Wettrennen Sieger gewesen war, trug ihm auf, ihn zu loben. Simonides, unzufrieden mit der ihm angebotenen Summe, antwortete, es sey ihm unmöglich, eine solche Materie zu besingen, weil vom Laufen der Maulthiere die Rede sey, welches zu keinem edlen Gedanken Anlas gäbe. In dieser Verlegenheit fand der Grieche kein ander Mittel, als dem Dichter die Summe zu verdoppeln, der hierauf in seinem Gegenstand alle nöthige Würde fand. In seiner üblen Laune hatte er blos an die Geburt der Maulthiere von Eselinnen gedacht; das Geld aber brachte ihn zu der Einsicht, daß sie edle Töchter der schnellsten Läufer wären.

Der sanfte Anakreon ist der Lieblingsschriftsteller der zärtlichen und empfindsamen Herzen. Die Verliebten entlehnen noch täglich seine Schreibart und machen doch nichts, was einigen Werth hat. Indessen sind wir mit seynsollenden anakreontischen Oden überschwemmt.

Man kennt den Erfinder der traurigen Elegie nicht. Die Dichter beweinten anfangs nur die Todten, hernach beweinten sie aber auch die unglücklichen Verliebten. Mimnermus, Philetas und Kallimachus machten diese Dichtungsart unter den Griechen berühmt.

Die ersten lateinischen Dichter machten in der Komödie, Tragödie und Satyre Versuche. Unter die vornehmsten rechnet man den Livius, Andronikus, Nävius und Plautus. Allein der letzte verdient nur einige Aufmerksamkeit. Vom Plautus haben wir noch neunzehn Komödien übrig. Varro schäzte den Styl dieses Dichters so sehr, daß er sagte: wenn die Musen lateinisch reden wollten, so würden sie ihm seine Sprache abborgen. Cicero stellet ihn denen zum Muster vor, die gut scherzen wollen. Horaz hingegen liebte diesen Schriftsteller nicht, und sucht zu beweisen, daß sein Tadel gerecht sey. Man wirft ihm vor, daß er zu frei und oft zu niedrig-komisch gewesen.

Der zierliche Terenz ist von denen vorgezogen worden, die verlangen, daß die Komödie den Geist erheitern, oder gleichsam zu lachen machen soll. Scipio und Lälius, die sehr vertraut mit ihm umgiengen, werden von einigen für die eigentlichen Verfasser seiner Komödien gehalten. Wir haben vom Terenz sechs Komödien, in welchen Kenner ungezwungene Naivetät, sinnreiche Zierlichkeit, edle Einfalt des Styls, kurz römische Urbanität finden, welche der Ton der angesehenen Leute war.

Man schreibt dem römischen Ritter Lucilius die Erfindung der Satyre zu. Er zog die Großen seiner Zeit und ihre Fehler mit einer edelmüthigen Freiheit durch, und hatte blos für die Tugend und für diejenigen Achtung, welche sie ausübten:

*Primores populi arripuit, populumque tributim,*
*Scilicet uni aequus virtuti atque ejus amicis. Hor.*

Lucilius schrieb eine Menge Satyren, wovon nur noch einige Fragmente vorhanden sind. Er war sehr fruchtbar und die Begierde, viel zu schreiben, brachte ihn dazu, daß er viel mittelmäßiges sagte.

Das schönste Zeitalter der römischen Gelehrsamkeit war das Zeitalter Augusts. Ich führe zuerst den Lukrez an, der ein schönes Gedicht über die Natur geschrieben hat. Dieser dreuste Mann nahm ohne Scheu Epikurs System an, und leugnete Götter und Vorsehung. Er wurde nachher verrückt, und nahm sich in seinen besten Jahren selbst das Leben. Katullus wurde von den wollüstigen Römern geliebt. Er war so verwegen, zwo Satyren auf den Cäsar zu machen, worin er ihm sehr verächtlich begegnete, z. B.

*Nil nimium, Caesar, studeo tibi velle placere,*
*Nec scire, utrum sis ater an albus homo.*

Cäsar, der zu verzeihen, oder wenigstens sich zu verstellen wußte, brachte den Katullus blos dahin, daß er sie widerrufen mußte, und speiste denselben Abend mit ihm. Man bewundert die liebenswürdige Einfalt, die reizende Naivetät und den natürlichen Stil dieses Dichters, allein er beleidigt oft den Wohlstand.

Laberius, ein römischer Ritter, that sich durch kleine Farcen hervor, die man Mimos nennte. Es ist bekannt, daß ihn Cäsar zwang, das Theater zu betreten und eins von seinen Stücken zu spielen, welches für einen römischen Ritter ein großer Schimpf war. Laberius gehorchte endlich, und hielt einen rührenden Prolog, in dem man den Charakter einer römischen Sele sieht, die das Unglück hat, einen Herrn über sich zu haben.

Wir kommen nun zum Virgil, den Fürsten unter den lateinischen Dichtern. Er lebte auf seinem Landguthe und wurde aus seiner Wohnung vertrieben, um den Soldaten Platz zu machen, welche den Ehrgeitz des Augustus zu befriedigen mit beigetragen hatten. Er kam nach seinem Unglück nach Rom, um Beschützer zu suchen. Mäcenas und Pollio liessen ihn in den Besitz seines kleinen Land-

guths

guths wieder einsetzen. Dieser Umstand trug viel zur Entwickelung seines Genie bey und er fieng an, seine Hirtengedichte bekannt zu machen, in welchen er den August auf eine feine Art lobt. Mäcenas munterte ihn auf, die Georgika herauszugeben, deren Stil neuere Lateiner, die große Sprachkenner sind, den Stil seiner übrigen Werke vorziehen. Allein das berühmteste Gedicht Virgils ist die Aeneide, mit deren Ausarbeitung er zwölf Jahr beschäftigt war. Er erzählt darin mit aller möglichen Anmuth schöne Lügen zur Ehre der Römer und besonders des Usurpators August, der die seltene Tugend an sich gehabt hatte, ihm sein Landguth wieder zu geben. Er laß ihm das sechste Buch in Gegenwart seiner Schwester der Oktavia vor, und wie er auf das Lob des Marcellus, des Sohns der Oktavia, den August zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, kam, so zerschmolzen sie beide in Thränen. Man sagt sogar, Oktavia soll bey den Worten: Tu Marcellus eris, in Ohnmacht gefallen seyn, und dem Virgil für ieden Vers dieser Lobeserhebung zehn Sesterzien zum Geschenk gemacht haben. Dieser berühmte Mann starb zu Brundusium in einem Alter von zwey und funfzig Jahren. Er hatte sich selbst eine Grabschrift verfertigt, die auf seinem Grabstein bey Neapolis gesetzt wurde:

*Man-*

*Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc*
*Parthenope: cecini pascua, rura, duces.*

Horacius Flaccus genoß eine gute Erziehung, ob er gleich nur der Sohn eines Freigelassenen war. Sein Vater wollte selbst sein Hofmeister seyn, und führte ihn zu seinen Lehrern. Horaz vergaß nie die zärtliche Sorgfalt dieses guten Vaters der sich bemüht hatte, ihn zugleich zur Tugend zu bilden, wie er in den Schulen die Wissenschaften erlernte. Er wohnte der Schlacht bei Philippis, unter des Brutus Armee bei, und gestand demüthig, daß, da er nicht zum Kriege gebohren wäre, er seinen Schild weggeworfen habe. Virgil, sein Freund, stellte ihn dem Mäcen vor, der ihm das unbegränzteste Vertrauen schenkte, und Horaz, der vorher für die Freiheit die Waffen ergriffen hatte, zeigte sich nachher geneigt, dem unrechtmäßigen Oberherrn ohne Einschränkung zu schmeicheln. Er schlug indessen die Stelle eines Kabinetssekretair aus, weil er die Ruhe und das Vergnügen liebte. Augustus gewann dadurch — denn sein unsterblicher Lobredner würde vielleicht nicht Zeit genug gehabt haben, ihn mit so viel Enthusiasmus zu loben, wenn er einen Posten bekleidet hätte, der andere Geschäfte von ihm forderte. Er war am Hofe in der grösten

Achtung, und der Busenfreund des berühmten Mäcen, der den Dichtern so viel zu verdanken hat. Horaz hat Oden, Satyren, Briefe, und eine Dichtkunst verfertigt. In den Oden findet man die prangende Sprache, welche dieser Dichtungsart eigenthümlich ist. Die Satyren und Briefe sind sehr reich an Gedanken, und dies gefällt mir vorzüglich an ihnen. Wenn der Verfasser gleich in seiner Dichtkunst sehr richtig urtheilt, so wird die Lesung derselben doch keinen guten Kopf bilden. Die Kunstrichter und andere Pedanten unserer Zeit schöpfen zwar schöne Sentenzen aus derselben. Allein dies ist auch der einzige Gebrauch, den sie davon machen *.

Man findet im Horaz verschiedene moralische Grundsätze, die zu beweisen scheinen, daß

* Der Verfasser hätte sich anders ausdrücken können, um diese Stücke, welche das Gepräge der erhabensten Poesie an sich tragen, und ein so fürtrefliches Gesetzbuch zu karakterisiren, worin man für alle Arten an Ausarbeitungen richtige Regeln antrift, ob man gleich die nähere Entwickelung derselben vermißt, welche in einem didaktischen Werke nöthig sind, die der Dichter aber in seinen Plan nicht einwebte.
Anmerk. d. H.

daß er ein strenger Philosoph sey. Allein, die Menschen und besonders die Dichter haben oft einen widersprechenden Charakter. Er liebte die stillen Vergnügungen und die Unthätigkeit des Epikur. Bey guter Laune sind ihm einige Einfälle entwischt, die man mit Unwillen bemerkt, und die den edlen Empfindungen, welche in seinen meisten Aufsätzen hervorleuchten, widersprechen.

Ovidius war noch tadelnswerther und dem Wohlstand mehr entgegen. Er war von dem Geist der Dichtkunst so besessen, daß er über das Versemachen alles vernachlässigte. Wenn man auch ein noch so stilles Temperament hat, so ist doch die Uebung dieser einnehmenden Kunst hinlänglich, es in Feuer zu setzen. Ovidius erfuhr auch durch sie viel Kummer des Herzens. Er schrieb mit einer erstaunenden Leichtigkeit und nahm sich nicht die Mühe, seine Schriften durchzusehen. Augustus, der nichts weniger als keusch war, bestrafte doch diesen galanten Dichter wegen seiner zu freien Feder. Er verwies ihn nach Tomis am schwarzen Meer. Der unglückliche Dichter gerieth hier in Verzweiflung, flehete bey dem Kaiser um Gnade, und schrieb rührende Elegien über sein trauriges Schicksal, ohne es doch ändern zu können. Er starb in seinem Exilium. Ovi-

dius hatte viel geschrieben, allein wir haben nur noch einen kleinen Theil seiner Gedichte. Quintilian charakterisirt ihn mit den Worten: Lascivus quidem in heroicis quoque Ovidius & nimium amator ingenii sui, laudandus tamen in partibus. Seine Verwandlungen sind besonders ein schätzbares Werk, das in Rücksicht auf Kenntnis der Mythologie und alten Schriftsteller sehr nützlich ist. Es war seine Lieblingsschrift, und der Beifall der Welt hat seinen Beifall gerechtfertigt.

Der naive Phädrus verdiente ein Nachahmer des Aesop zu seyn, den er sich zum Muster gewählt hatte. Er hat fünf Bücher Fabeln verfertigt, die voll Schönheit, Natur und Wahrheit sind. Die vernünftigen Maximen, die er in allen seinen Fabeln aufstellt, erwerben ihm einen Platz unter den Weisen, welche die Moral und Tugend gepredigt haben. Dies schöne Werk muß wahrscheinlich nicht sehr bekannt geworden seyn. Ob es gleich in dem besten Zeitalter der römischen Litteratur geschrieben ist, so sind doch Martial und Arrianus die einzigen, die lange Zeit hernach von ihm geredet haben. Phädrus ist bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts eben so unbekannt geblieben, wo ihm ein Gelehrter entdeckte, und diesen Schatz der Welt mittheilte. Man hielt

hielt ihn Anfangs für ein untergeschobenes Werk. Allein, iedermann giebt iezt die Aechtheit desselben zu. Die Geschichte dieses weisen Schriftstellers ist in tiefe Dunkelheit gehüllet. Man weis blos, daß er unter dem Tiberius gelebt hat.

Der dunkle Persius verdient hier einige Aufmerksamkeit. Er war ein römischer Ritter, ein rechtschaffener Mann und liebenswürdig im Umgang In einem sehr verdorbenen Zeitalter hatte er untadelhafte Sitten. Seine Satyren sind das Werk eines heroischen Geistes, der die Warheit ohne Furcht und Hofnung sagte. Er spricht freimüthig von den Schriftstellern, die ihm nicht gefallen. Selbst Nero, der Genie zu besitzen glaubte, und den zu tadeln gefährlich war, entgeht seiner Kritik nicht. Man vermuthet, daß er von diesem grausamen gekränkten Dichter in dem beissenden Verse redet:

*Auriculas asini quis non habet?*

Persius empfiehlt sich durch seine reine Sittenlehre und durch das Tiefgedachte, das seine Satyren unterscheidet. Man wirft ihm seine Dunkelheit bitter vor. Allein er hatte vielleicht wichtige Gründe, warum er nicht deutlich war. Er starb in einem Alter von acht und zwanzig Jahren mit al-

ler seiner Weisheit unter der Regierung des Nero.

Juvenal, ein satyrischer Dichter voll Nachdruck und Galle, hat die zügellose Freiheit seiner Zeit mit zu großer Freiheit getadelt. Einige halten ihn für einen eifrigen Schwätzer. Ich bewundre seine Beredsamkeit, allein ich tadle an ihm, daß er das Laster mit solchen Farben entlarvt hat, die es einflößen können. Es kann seyn, daß seine schlüpfrigen Schilderungen damals nicht schlüpfrig waren, und daß die Gutdenkenden die Verdorbenheit der Sitten verabscheueten, ohne die natürliche Schilderung derselben zu verabscheuen. Indessen verhält es sich heut zu Tage ganz anders.

Lukanus, ein Neffe des Seneka, hat die Geschichte des Krieges zwischen dem Cäsar und Pompeius beschrieben. Sie hat den Titel: Pharsalia. Ein berühmter französischer Dichter *), der selbst viel Schwulst hat, zog des Lukans Schwulst dem weisen Enthusiasmus des Virgil vor. Aber es stimmet ihm fast niemand bei. Lukan war jung, welches man seinem Werke auch ansieht. Er hat

* Der Verfasser spricht hier vom großen Corneille, der aber mehr Würde, Erhabenheit und Genie, als Schwulst hat.

Anmerk. des H.

hat indessen sehr viel schöne, wirklich erhabene Stellen, und mir gefällt der Vers, den man heftig getadelt hat:

*Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.*

Martial, ein epigrammatischer Schriftsteller, beweiset, durch seine Schreibeart, wie sehr der Geschmack am wahren Schönen in den Wissenschaften zu seiner Zeit schon abgenommen hatte. Er erhielt sich unter stürmischen Regierungen, und wurde sogar von den Regenten geliebt, deren Freundschaft nicht viel Ehre brachte. Seine Epigramme sind überhaupt ein mittelmäßiges Werk. Es fehlte ihm an Genie. Er haschte daher nach Witz, aber oft unglücklich. Man siehet sehr leicht, daß er der Ausgelassenheit ergeben, und allen Empfindungen der Ehrbarkeit abgestorben war. Er hat sich im folgenden Verse selbst sein Urtheil gesprochen:

*Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala multa.*

## §. 6.

## Von den Geschichtschreibern.

Nachdem wir von der Dichtkunst und von den Dichtern gehandelt haben, so wollen wir zu den Geschichtschreibern übergehen.

Man hat die Geschichte einen Zeugen der Zeit, die Fackel der Wahrheit und die Schule der Tugend genennt. Cicero, der sie auf diese Art beschreibt, bemerkt nicht so sehr was sie ist, als was sie seyn sollte. Ich glaube gern, daß die Geschichte in China wahr und ehrwürdig ist. Aber in unsern Gegenden ist sie fast nichts als eine aneinander hängende Fabel. In den ersten Zeiten erhielt man das Andenken der Begebenheiten dadurch, daß man sie in Steinen oder in Erzt eingrub oder auch durch Hülfe der Innschriften, und öffentlichen Register, durch Gesänge oder geistliche und Kriegs-Lieder. In der Folge zeigte sich die Geschichte mit mehr Glanz, aber sie blieb immer gleich verdächtig.

Die Griechen nennen den Herodot an der Spitze ihrer Geschichtschreiber. Er fängt mit dem Cyrus an, den er als den ersten König von Persien angiebt, und schließt mit der berühmten Schlacht bey Mykale unter des Xerxes Regierung. In diesem Zeitraum regierten vier Könige, deren Geschichte hundert und zwanzig Jahre in sich schließt. Er schränkt sich nicht blos auf die Perser und Griechen ein, die sein vornehmster Gegenstand sind, denn die schönen Fabeln der Aegyptier nehmen sein zweites Buch ein. Herodot erwartete aus Ruhmsucht ganz Griechenland

bey

bey den Olympischen Spielen versammlet zu sehen, um sein Werk öffentlich vorlesen und den Beifall einerndten zu können, den er zu verdienen glaubte. Der Erfolg übertraf auch würklich seine Erwartung. Die Griechen bewunderten seinen sanften und fliessenden Styl und fällten das Urtheil, er habe unter dem Einfluß der Musen geschrieben. Daher tragen auch die neun Bücher seiner Geschichte die Namen der neun Musen. Ob Herodot gleich ein großer Lügner ist, so wird er doch als der Vater der Geschichte angesehen. Indessen vergaß man seine Verdienste und er wurde ungerechter Weise nach Thurium, einer Stadt in Groß-Griechenland, verwiesen, wo er starb.

Thucydides ist der zweete berühmte Geschichtschreiber Griechenlands. Er stammte aus einer angesehenen Familie ab, und diente eine Zeitlang in den Kriegen seines Vaterlandes. Allein die Reitze des Studierens fesselten ihn bald ganz und gar. Die Griechen, die ihre Freiheit gegen iede persische Macht mit so viel Ruhm vertheidigt hatten, rieben sich hernach unter einander selbst auf. Thucydides sahe vorher, daß der so berühmte peloponnesische Krieg lange dauern und wichtige Folgen haben würde. Er bereitete sich daher, die Geschichte dessel-

ben zu beschreiben. Da er unter der athenienſiſchen Armee war, ſo war er von den meiſten Begebenheiten, die ſich bis zu der Zeit, da er verbannet wurde, zutrugen, Augenzeuge. Er kam deswegen in Miskredit, weil er der Stadt Amphipolis, welche die Spartaner belagerten, nicht zu Hülfe geeilet war. Er hatte es nicht thun können, und darum wurde er geſtraft.

Da ſich Thucydides durch dies Unglück ohne Geſchäfte ſahe, ſo fieng er an, einen blutigen und grauſamen Krieg zu beſchreiben, an dem er nicht mehr Theil nahm. Er ſammlete von allen Orten Nachrichten und kaufte ſie mit vielen Koſten. Er führte ſeine Geſchichte bis zum ein und zwanzigſten Jahre des Krieges fort. Theopompus und Xenophon ſetzten noch die fehlenden ſechs übrigen Jahre hinzu. Dieſer Schriftſteller iſt voll Feuer und Nachdruck. Viele unter den Heutigen geben ihm wegen ſeiner fürtreflichen Behandlung den Vorzug vor den Herodot.

Der berühmte Xenophon trat in die Fußtapfen dieſer beiden großen Geſchichtſchreiber und erreichte ſie. Mit ſeinem ſchriftſtelleriſchen Talent verband er das Verdienſt, ein guter Feldherr zu ſeyn. Er diente dem jungen Cyrus bey ſeinem Unternehmen, wie er ſeinen Bruder Artaxerxes vom

Thron

Thron stürzen wollte. Aber dieses Ehrsüchtigen Vorhaben schlug fehl, und er verlohr in dem entscheidenden Augenblick das Leben. Zehn tausend Griechen, die sein Glück bewürken wollten, kehrten unter tausendfachen Gefahren von aller Art in ihr Vaterland zurück. Xenophon war gegen das Ende dieses berühmten Rückzugs, dessen Geschichte er beschrieben hat, ihr Befehlshaber. Man machte ihm nach seiner Zurückkunft einigen Verdruß. Aber dies hinderte ihn nicht, hernach bey verschiedenen Völkern zu dienen. Endlich begab er sich aufs Land in die Gegend von Elis, wo er sich ganz dem Studiren widmete. Wir haben von ihm eine Cyropädie, die eine Geschichte des Stifters des persischen Reichs enthält. Er schrieb hierauf auch die Geschichte des iungen Cyrus und seiner berühmten Unternehmungen. Endlich bearbeitete er die Geschichte Griechenlands, die er da anfieng wo Thucydides stehen geblieben war. Sie umfaßt beinahe acht und vierzig Jahre von der Zurückkunft des Alcibiades nach Griechenland bis zur Bataille bey Mantinea. Xenophon verfertigte auch viel andere Schriften über historische Materien. Cicero, der ein sicherer Richter ist, war ein so großer Bewunderer seines Styls, daß es ihm schien, als ob die Musen durch seinen Mund gesprochen hätten. Er

ist wegen der angenehmen Simplicität in seinem Ausdruck ein fast unnachahmlicher Schriftsteller. Quintilian wendet auf ihn an, was man vom Perikles sagt, daß die Göttin der Ueberredung auf seinen Lippen wohne.

Polybius nimmt einen der vornehmsten Plätze unter diesen guten Schriftstellern ein. Er lernte die Kriegskunst unter den berühmten Philopemenes, und die Staatskunst unter seinem Vater, der den Staat der Achäer mit vielem Ruhm regierte. Polybius war mit unter den tausend Achäern, welche die Römer nach Rom führten, um das berühmte Bündnis, das man gegen sie gemacht hatte, völlig zu zernichten. Er sammlete sich während seines Aufenthalts zu Rom gute Kenntnisse und erwarb sich die Achtung und Freundschaft vieler angesehenen Männer. Paulus Arminius erkannte besonders seine Verdienste, nahm ihn zu sich in sein Haus, und vertrauete ihm die Erziehung seiner beiden Söhne an. Er folgte dem Scipio in allen seinen Feldzügen und kam nach dieses Helden Tode in sein Vaterland zurück. Seine vornehmste Schriften waren: das Leben des Philopemenes, eine Abhandlung von der Taktik, eine Geschichte des numantischen Krieges, und eine allgemeine Geschichte. Wir haben aber nur noch einen

klei-

kleinen Theil von diesen Schätzen, und man bedauert den Verlust derselben mit Recht.

Diodor von Sicilien lebte zu Cäsars und Augustus Zeiten. Seine historische Bibliothek faßt in der That die Jahrbücher fast aller Völker in sich. Aegyptier, Assyrier, Meder, Perser, Griechen, Römer, Karthaginenser und andere, mit einem Wort, jede Nation hatte einen Platz in dieser Sammlung, von der wir nur noch funfzehn Bücher und einige Fragmente haben. Es sind fünf und zwanzig Bücher verlohren gegangen. Diese Geschichte nahm ihm dreißig Jahre Zeit weg, in welcher er beständig daran arbeitete, wie er selbst in der Vorrede anmerkt. Man muß keine Anmuth des Styls darin suchen. Sein Ausdruck ist simpel, ohne niedrig zu seyn. Hauptsächlich klagt man, daß er nicht immer genau und unpartheiisch ist.

Die römischen Alterthümer des Dionisius von Halikarnaß, sind keine nach dem Leisten der Philologen eingerichtete pedantische Untersuchungen. Sie sind im buchstäblichen Sinne eine römische Geschichte, die er ab ovo Trojano anfängt und mit dem ersten punischen Kriege endigt. Von zwanzig Büchern, woraus sie bestand, besitzen wir nur noch die eilf ersten. Dionisius von Halikarnaß ist unterrichtend, scharfsinnig, gründlich, aber ohne Schmuck und langweilig.

Die

Die Juden haben nur einen einzigen mittelmäßigen Geschichtschreiber gehabt — den Josephus, der aus dem Priestergeschlecht abstammte. Am meisten ist zu bewundern, daß sich seine Fähigkeiten so früh entwickelten und die übrigen Priester ihn schon im vierzehnten Jahre wegen Auslegung des Gesetzes um Rath fragten. Er führte Krieg und hernach schrieb er eine Geschichte. Josephus war ein offenbarer Schmeichler Vespasians, welches ihm ein angenehmes Leben verschafte, da ihn die Juden für einen Treulosen hielten.

Wir wollen iezt zu einem Geschichtschreiber fortgehen, den ich ohngeachtet seiner Einfalt und seines Aberglaubens stets schätzen werde. Plutarch hatte das Licht der Welt in der dicken Luft Böotiens, so wie Pindar und Epaminondas erblickt, obgleich dies Land für Geist und Einbildungskraft unfruchtbar war. Plutarch reißte viel, wahrscheinlich um sich nach der Gewohnheit der alten Weisen Kenntnisse zu sammlen. Sein Vaterland schätzte seine Talente, und seine Redlichkeit bey dem Amt eines Archonten, das er zu Cheronea würdig bekleidete. Außer den Lebensbeschreibungen berühmter Männer hat Plutarch noch moralische Aufsätze verfertigt, in welchen man viel wunderbare Begebenheiten, die man anderswo vergebens suchen würde,

und

und gute Lebensregeln findet. Allein sie sind durch eine kindische Philosophie verdorben. Die Schriften Plutarchs, die seinen Ruhm gegründet haben, sind die Lebensbeschreibungen berühmter Männer sowohl Griechen als Römer. Er schmeichelt den Menschen nicht, er beurtheilt sie nach der Wahrheit und nicht nach dem Schein, nach Handlungen und nicht nach Vorurtheilen des Volks. Er lobt die Handlungen, die Lob verdienen, und tadelt Laster und Verbrechen ohne Ansehen der Person. Er schildert die Menschen so wie er ist, und kaum ist ein Moralist oder Schilderer treffender gewesen. Er schreibt stark, aber ohne Schmuck. Häufige Vergleichungen geben seinen Gemählden ein wahres Leben. Alles ist deutlich und auffallend gesagt.

Arrian wird sehr geschätzt. Seine Verdienste erhoben ihn zu Rom bis zum Konsulat, und man nennte ihn einen zweeten Xenophon. Er war ein Schüler des Sklaven Epiktet, der in seinem niedrigen Stande eine große Seele hatte. Arrian schrieb über Epiktets Dissertationen acht Bücher, von welchen sich nur viere erhalten haben. Seine Geschichte Alexanders verräth einen Schriftsteller, der seine Materie in seiner Gewalt hat.

Appianus schrieb eine römische Geschichte in vielen Büchern. Wir besitzen iezt noch die Geschichte vom afrikanischen, syrischen, parthischen, medischen Kriege, von dem Kriege mit dem Mithridat, mit Spanien, mit dem Hannibal, etwas vom Illyrischen, fünf Bücher über den bürgerlichen Krieg und einige Fragmente. Dieser Schriftsteller scheint der Wahrheit der Geschichte vorzüglich ergeben zu seyn. Man sieht es ihm an, daß er zuweilen seine Vorgänger nuzt.

Dio Kaßius wurde von vielen Kaisern geliebt und geehrt, deren Achtung von keiner Erheblichkeit ist, wenn man den Pertinax und Alexander ausnimmt. Unter dem lezten wurde er Konsul und begab sich nachher in sein Vaterland nach Nicäa. Er schrieb eine vollständige römische Geschichte in acht Dekaden. Aber die Ueberreste derselben sind sehr unbeträchtlich. Seine Schreibeart ist edel und ihrem Inhalte angemessen. Photius versichert, daß er den Thucydides nachgeahmt habe, aber viel deutlicher sey. Er hat einige ehrwürdige Männer, als den Cicero, Brutus, Caßius und Seneka, sehr strenge beurtheilt.

Dies sind die meisten griechischen Geschichtschreiber. Wir wollen daher noch von den römischen reden. Nävius gab ein Gedicht

dicht über den ersten punischen Krieg heraus, und Ennius brachte die römische Geschichte in Verse. Fabius Piktor ist der älteste prosaische Geschichtschreiber. Kato, der Censor, verfertigte in sieben Büchern eine Geschichte, die den Titel: Origines, führte. Allein Sallustius ist der erste, der in diesem Fache mit besonderm Glück arbeitete. Man hat ihn auch den ersten unter den römischen Geschichtschreibern genennt. Nec opponere Thucydidi Sallustium vereor, sagt Quintilian, allein, das ist zu viel gesagt. Den Sallustius zeichnet hauptsächlich die bewundernswürdige Gedrängtheit seines Styls aus. Er schrieb, so wie er dachte, mit einer gewissen Stärke. Er ist voll lebhafter und gewagter Metaphern. Seine Beschreibungen, Reden und Schilderungen sind über alles Lob erhaben. Er eifert gegen die Ueppigkeit und gegen die Verdorbenheit der Sitten seines Zeitalters und man kommt fast in die Versuchung, ihn für einen strengen Philosophen zu halten. Allein er bezeugte öffentlich Achtung für Tugenden, die er selbst nicht besaß. Sein unordentliches Leben war sogar Ursach, daß er aus dem Senat verstossen wurde. Ausser den Beschreibungen der katilinarischen Unruhen und des jugurthischen Krieges hat er eine allgemeine Geschichte vieler Jahre geschrieben,

von welcher wir nur noch einige ihres Verfassers würdige Fragmente besitzen: ab ungue leonem.

Titus Livius ist fast allein durch sein unsterbliches Werk bekannt. Man weis blos von ihm, daß er aus Padua gebürtig war, und einige philosophische Abhandlungen geschrieben hatte. Wir haben nur den vierten Theil seiner Geschichte. Quintilian sezt den Livius in Ansehung der Schreibeart und der Güte der Erzählung ohne Bedenken dem Herodot an die Seite. Er schrieb unstreitig fürtreflich, allein seine Leichtgläubigkeit nimmt wider ihn ein. Er sammlet alle unbedeutende Wunderthaten, unerhebliche Vorhersagungen und das kleinste Elend des Aberglaubens mit einer Ehrerbietung, welche einem vernünftigen Leser misfallen muß.

Cäsar war ein großer Feldherr und ein großer Gelehrter. Er führte im Anfang vor Gericht mit vielem Glück die Processe seiner Klienten, aber es war ihm ein anderer Ruhm aufbehalten. Sein Genie war eben so feurig als sein Muth. Er hatte es mit Sorgfalt ausgebildet, und er that sich vorzüglich in einer reinen und zierlichen Schreibart hervor. Von den vielen Schriften, die aus seiner Feder kamen, haben wir nur noch sieben Bücher vom gallischen Kriege, und drei andere vom bürgerlichen. Sein

Zweck

Zweck war nicht, eine vollständige Geschichte zu liefern. Seine Kommentare sind eigentlich nur ein gut abgefaßtes Tagebuch. Er schrieb gleichsam mitten unter den kriegerischen Vorfällen, so, daß er also nicht Zeit hatte, an die Ausschmückung zu denken. Wenn dies Werk gleich sehr nachläßig gearbeitet ist, so wird es doch stets berühmt bleiben, und es verdients auch. Wenn er blos seiner Neigung zu den Wissenschaften gefolgt wäre, und zur Ehre der Tugend geschrieben hätte, so würde man itzt sein Andenken nicht anders als mit Ehrfurcht erneuern, da es ihm hingegen ewig zur Schande gereicht, daß er die Verfassung seines Vaterlandes umgestürzt hat *.

Man sahe unter dem Tiberius den Paterkulus auftreten, der seine Herkunft durch seinen schmeichlerischen und kriechenden Charakter entehrte. Der Anfang seiner Geschichte ist nicht mehr vorhanden. Man findet noch einige einzelne Stücke seiner griechischen

* Die kriegerischen Talente Cäsars, hätten bei diesem Urtheil einigermassen mit in Betrachtung gezogen werden sollen, und sie würden die übertriebene Strenge desselben gemildert haben.

Anmerk. d. H.

schen und römischen Geschichte. Sein Styl, oder vielmehr sein Ausdruck ist mittelmäßig, aber er lobt den Tiberius auf eine niederträchtige Art. Die gröste Beleidigung, die man der Tugend anthun kann, ist — wenn man dem Laster Weihrauch streuet. Dieser schaamlose Schriftsteller, den man leider zu sehr nachahmt, hat die Wahrheit so kühn verrathen, daß man ihn nicht ohne Unwillen lesen kann. Er stellt uns selbst den Seian, den Minister und Theilnehmer der Verbrechen Tibers, als einen rechtschaffenen Mann vor, er verschwendet an ihm Lobsprüche, welwelche selbst den, der sie am meisten verdiente, errôthen machen würden. Das ist überhaupt die Denkungsart der Schriftsteller, daß sie das Böse, welches große Männer thun, zur Tugend machen.

Allein Tacitus hat mit Edelmuth die Wahrheit gesagt. Er zeigt, daß Seian ein Nichtswürdiger, ein Niederträchtiger, ein Schmeichler, von boshaften Charakter, und mit einem Wort, werth war, daß alle schlechte Minister nach ihm genennet würden. Tacitus war in Rom angesehen, wurde unter des Nerva Regierung Konsul, und heirathete die Tochter des berühmten Agrikola, der England eroberte. Tacitus ist aber wegen seiner schriftstellerischen Verdienste noch berühmter

als wegen seiner Ehrenstellen. Er setzte eine Beschreibung von Deutschland auf, die mit der ihm eignen Stärke geschrieben war. Allein man glaubt, daß er die Germanier nicht genug kannte, und daß er oft ein zu vortheilhaftes Bild von ihnen entwirft, um die Römer durch diesen Kontrast zu demüthigen. Das Leben des Agrikola, seines Schwiegervaters, ist ein Meisterstück, in welchem man fürtrefliche Maximen für die vornehmsten Staaten antrift. Allein sein berühmtestes Werk ist die Geschichte, die den Titel Annalen führt; er hat darinn die Regierung des Tiberius, Kaligula, Klaudius und Nero beschrieben. Wir haben davon noch die Geschichte des Tiberius und Nero und etwas über den Klaudius. Aber das übrige ist verlohren gegangen. Der Kaiser Tacitus rechnete sichs zur Ehre an, ein Abkömmling dieses berühmten Mannes zu seyn. Er gab den Befehl, daß die Schriften desselben in allen Bibliotheken angeschaft werden sollten, und daß man alle Jahr auf öffentliche Kosten zehn Abschriften davon machen mögte, um sie desto eher unverfälscht zu erhalten. Alle diese Vorsicht hat nicht verhindert, daß ein grosser Theil derselben verlohren gegangen ist. Tacitus glaubt von sich, daß er treu geschrieben und allein die Absicht gehabt habe, die Wahrheit zu sagen. Er dringt mit ei-

nem seltenen Scharfsinn in die Tiefen des menschlichen Herzens, er bemerkt die geringsten Schattirungen der Leidenschaften, die kleinsten Triebfedern grosser Entwürfe, die heimlichen Verfahrungsarten der Höfe und die wahre Absicht ihrer Unternehmungen. Man hat ihn auch das Breviarium der Politiker genannt. Nie hat ein Geschichtschreiber so tief gedacht. Allein vielleicht hat ihn seine Einbildungskraft bei dem Bestreben, alles entwickeln zu wollen, zuweilen verleitet, den Zusammenhang der Begebenheiten nach seiner eignen Empfindung vorzustellen. Sein Styl ist zu dunkel und verwickelt. Er wollte kurz seyn und mit wenig Worten viel sagen. Er hat auch diese Absicht völlig erreicht. Seine Ausdrücke sind lauter Sentenzen, die einen Reichthum an Gedanken in sich schliessen. Kurz, er giebt Stoff zum Denken, und selbst dann, wann man ihn nicht völlig versteht, sind die Bemühungen, die man anwendet, um ihn zu verstehen, nicht vergebens.

Quintus Curtius hat uns die Geschichte Alexanders hinterlassen, an welcher aber die beiden ersten Bücher fehlen, die Freinsheim theils gut, theils schlecht ergänzt hat. Quintus Curtius ist ein Schriftsteller, der auf lauter Blumen einhertritt, welches zuletzt

Wider=

Widerwillen erregt. Er will immer glänzen, und man sieht fast immer, daß seine Zierrathen den Sinn ersticken. Seine Reden haben mehr das Gepräge der Deklamation, als der wahren Beredsamkeit. Wenn man indessen diesen gesuchten Schmuck wegnimmt, so findet man, daß Curtius ziemlich gut denkt und urtheilt, besonders wenn er nicht im Affekt eine Erfindung der Einbildungskraft für einen Beweisgrund ausgiebt.

Sueton, der Geschichtschreiber der ersten Kaiser, hat eine große Menge Schriften verfertigt, die aber nicht mehr vorhanden sind. Wir haben nur noch von ihm das Leben der zwölf Kaiser, und einen Theil seiner Abhandlung über berühmte Grammatiker und Redner. Sueton ist weniger Staatsmann als Tacitus. Er denkt nicht mit so viel Stärke. Die Regierungsangelegenheiten beschäftigen ihn nicht so sehr als das Privatleben der Kaiser, deren Geschichte er beschreibt. Er läßt sich hier in die kleinsten Vorfälle ein, die doch zuweilen zu unbedeutend sind. Sein Ausdruck ist sehr simpel. Es ist der Styl eines genauen Tagebuchs, bey dem es mehr auf den Inhalt als auf die Einkleidung ankommt. Er stellt indessen auch schlüpfrige Gemählde auf, an welchen der Gutdenkende keinen Geschmack finden kann. Er hätte die

Laster und Ausschweifungen der Kaiser mit mehr Gefühl von Schaam und mit mehr Anständigkeit schildern sollen.

Florus ist Verfasser eines Grundrisses der römischen Geschichte von der Gründung Roms an, bis zur Regierung Augusts. Es ist ein erträglicher Sammler, aber zu blumenreich und zierlich. Eine Geschichte muß nicht wie ein Gedicht geschrieben seyn.

Justinus hat auch eine kurze römische Geschichte geschrieben, die ein Auszug aus den Werken des Trogus Pompeius ist, der früher lebte als er. Man wirft ihm vor, daß er durch seine Miniaturarbeit den Verlust eines fürtreflichen Originals veranlaßt habe. Denn man kennt den Trojus Pompeius, welcher in dem schönen Zeitalter Augusts lebte, nur dem Namen nach.

## §. 7.

## Von den Rednern.

Der Ordnung nach, müssen wir itzt von den griechischen und römischen Rednern handeln. Die Redekunst hat so, wie alle andere Künste, etwas Gutes und viel Böses gestiftet. Gegen einen wahren Redner, der die Tugend predigt, rechtschaffene und edle Gesinnungen einflößt und zum Vortheil des

menschlichen Geschlechts nützliche Aussichten eröfnet, giebt es viele, die alles ihrem besondern Ehrgeitz aufopfern, die ohne Grund schmeicheln und verdammen, das Feuer der Zwietracht unter den Menschen anfachen, zur Schande der Menschheit, die nur ein gemeinschaftliches Interesse hat, den Nationalhaß entflammen und ohne Aufhören unterhalten. Man unterscheidet dreierlei Gattungen der Beredsamkeit bey den Rednern, die erhabene, die gemäßigte, und die simple. Man erreicht die wahre erhabene selten, und oft sagen uns die erhabenen Redner nichts als Schwulst und hochtrabende Worte vor.

Wir wollen die Schriftsteller prüfen, die sich in der gefährlichen Laufbahn der Beredsamkeit hervorgethan haben. Perikles war in Athen gleichsam ihr Stifter. Seine Reden machten eben so viel Aufsehen als sein Ehrgeitz. Aber sie sind alle verlohren gegangen.

Lysias zeichnete sich in der einfachen und natürlichen Beredsamkeit aus. Cicero lobt ihn wegen seiner Deutlichkeit, Feinheit und Bestimmtheit. Er bestrebte sich fast lediglich dahin, Ueberzeugung hervorzubringen.

Isokrates, der Sohn eines Leyer- und Trompetenmachers, erhielt von seinem Vater eine fürtrefliche Erziehung. Er stiftete

zu Athen eine Schule, wo er in der Beredsamkeit Unterricht gab, und viel berühmte Redner bildete. Er war ein Sophist zu der Zeit, als diese Kunst noch Ehre machte, und sammlete viel Geld, das er liebte. Eine so unedle Leidenschaft verhinderte nicht, daß er lebhaft gerührt bey dem Schicksal seines Vaterlandes wurde, welches Philippus durch die Schlacht bei Cheronea sehr demüthigte, und man sagt noch zu seiner Ehre, daß er in einem Alter von beinahe hundert Jahren für Schmerz darüber starb. Wenn man den Isokrates als Redner oder Lehrer der Beredsamkeit betrachtet, so kann man noch anmerken, daß sein Styl fließend, zierlich und voll feiner Wendungen war. Cicero lobt ihn sehr, weil er in der griechischen Sprache den Numerus, die Mensur und Harmonie, die man vorher fast gar nicht kannte, zuerst eingeführt hat. Dieser berühmte Mann besaß eine kindische Schüchternheit und unterstand sich kaum öffentlich zu reden. Wenn er sich nach dem Rath, den Sokrates dem Alcibiades gab, die Menschen als Kohlköpfe vorgestellt hätte, so würde er die Einfalt nicht gehabt haben, sich für sie zu fürchten.

Aeschines war einer der hervorstechendsten Redner zu Athen. Allein Demosthenes sein Nebenbuhler und Feind übertraf ihn.

Cicero findet an dem letzten alle große Eigenschaften eines Redners. Er ist erhaben, natürlich und fließend. Sein Ausdruck ist gedrängt und hat eine Korrektheit, der nichts gleich ist. Allein Aeschines ist gedehnter und nicht so kraftvoll. Demosthenes kam blos durch viel Anstrengung zu dieser Vollkommenheit in seiner Kunst. Er siegte über alle Hindernisse, die ihm die Laufbahn der Beredsamkeit zu verschließen schienen. Er zeigte den Atheniensern seine Beredsamkeit zu der Zeit, da der ehrgeitzige Philippus ihre und ganz Griechenlands Freiheit angrif. Er strengte alle Kräfte an, um sie zu standhaften Entschließungen zu bewegen. Man hörte ihn mit Vergnügen an, man gestand daß er Recht habe und doch beharrete man bey der unglücklichen Unthätigkeit, welche alle Unternehmungen des macedonischen Königs begünstigte. Demosthenes wurde des Aeschines Feind und bewürkte seine Verweisung. So gewaltsam Aeschines auch verfolgt wurde, so war er doch immer edelmüthig genug, den Talenten des Demosthenes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Diese Rechtschaffenheit ist etwas seltenes.

Die Beredsamkeit artete bald aus. Die neuen Redner glaubten den Mangel des Genies durch Witz zu ersetzen. Demetrius Phalereus

lereus veranlaßte diese Veränderung. Sein Stand und sein Beispiel brachten die falsche Beredsamkeit, die er einführen wollte, in Ansehen. Denn die schönen Künste sind oft eine Modesache, wie iedes andere Ding. Von dieser Zeit an verlohr die Beredsamkeit iene Erhabenheit, Würde und Stärke, welche den Demosthenes und Aeschines auszeichnen. Die Reden wurden blumenreich, geschmückt, gefallend und weiter nichts. Der Donner des Aristoteles war in ein Feuerwerk verwandelt.

Die Beredsamkeit der Römer ist vielleicht der Beredsamkeit der Griechen nie gleich gewesen. Indessen übertrift sie doch die neuere weit. Einer der ersten römischen Redner ist Kato, der mehr als hundert und funfzig Reden ausgearbeitet hatte, welche aber niemand lesen wollte. Sein Styl war eben so ungebildet als sein Charakter, aber seine Gedanken hatten Stärke und Nachdruck.

Die beiden Gracchi waren nicht viel blumenreicher. Die Römer hatten freilich damals noch keine guten Muster. Eine gute natürliche Vernunft zeichnete sich in den öffentlichen Reden aus, und man dachte nicht an Ausschmückung. Man findet beim Cicero eine Stelle aus der Rede, die der iunge Gracchus nach dem Tode seines Bruders

hielt:

hielt: Quo me miser conferam? quo me vertam? In Capitoliumne? fratris sanguine redundat. An domum? Matrem vt miseram lamentantemque videam et abiectam? Nichts ist rührender als diese Klage?

Antonius wollte aus der Quelle der wahren Beredsamkeit schöpfen. Er machte sich die Regeln der Redekunst sorgfältig bekannt, und wendete sie mit besonderer Geschicklichkeit auf vorkommende Gelegenheiten an. Da die Redekunst fruchtbar an Spitzfindigkeiten ist, welche die Wahrheit oft aus dem Gesicht entfernen, um Lügen geltend zu machen, um schwarz in weis, und weis in schwarz zu verwandeln, so gab Antonius, der mehr ein beredter als redlicher Mann war, einmal ein großes Aergerniß. Da er übernommen hatte, einen gewissen Narbannus, einen Aufrührer, den man als solchen verfolgte, öffentlich zu rechtfertigen, so fanden ihn die Richter nach der Vertheidigung seines spitzfindigen Sachwalters unschuldig. Narbannus, der offenbar schuldig war, wurde feierlich freigesprochen, und Antonius gestand, daß seine Sache sehr schlimm sey, ob er gleich gewonnen hätte. Man kann hieraus abnehmen, wie gefährlich ein beredter Mann in einer Republik ist, wenn es ihm an Redlichkeit fehlt. Ich sehe ihn wie einen Giftmischer an.

Kraß

Krassus war dem Antonius nicht nachzusetzen. Seine Reden waren nachdrücklich und voll Würde. Er kannte auch die Anmuth und zuweilen scherzte er sehr fein, aber mit allem Anstand, der sich für die Redekunst schickt.

Kotta hatte sich eine besondere Art der Beredsamkeit zu eigen gemacht. Da er wegen seiner schwachen Brust die starken Erschütterungen der Beredsamkeit nicht zu Hülfe nehmen konnte, so erhaschte er durch einen andern Kunstgrif die Gunst der Richter. Er nahm sie mit einer sanften Gewalt ein, der niemand widerstehen konnte.

Sulpicius war im Gegentheil heftig und aufbrausend. Er riß seine Zuhörer durch seine Worte und Aktion fort. Er hatte sich nach dem Krassus gebildet, dem er aber nicht gleich kam.

Allein Cicero ist im vorzüglichsten Verstande ein Redner. Man führt von seinen Zeitgenossen noch andere an, z. E. den Hortensius, Cäsar, Brutus u. s. w. die aber ohngeachtet ihrer Verdienste doch keine Vergleichung mit ihm aushalten können. Er wurde unter dem Krassus erzogen, der ihm den Plan zu seinem Studiren entwarf, und ihm alle die großen Quellen der Beredsamkeit öfnete. Nachdem er die besten Lehrer, die damals in Rom waren, fleißig gehört hatte,

gieng

gieng er nach Griechenland, um sich in diesem alten Vaterlande der Künste völlig auszubilden. Er hatte der Natur, die nichts an ihm vergessen hatte, viel zu verdanken. Indessen sahe er ein, daß man ihr durch anhaltende Arbeit zu Hülfe kommen müsse, und daß man nie etwas grosses werden könne, wenn man nicht von einer Leidenschaft beseelet werde, die nahe an Enthusiasmus gränzt. Der Ruhm des beredten Hortensius spornte sein Genie an, und er sparte keine Mühe, um zu demselben Ruf zu kommen. Seine Absichten giengen bald weiter, und er lies seinen Nebenbuhler weit hinter sich. Er war in allen Schreibearten erfahren, und zeigte sich in allen mit dem besten Glück. Er bemühete sich, zwei Dinge mit einander zu vereinigen, die selten beisammen sind, Stärke und Anmuth. Kurz, Cicero war in Rom das, was Demosthenes in Athen gewesen war, und diese beiden großen Männer werden stets für die vornehmsten Redner gehalten werden.

Nach dem Cicero sank die Beredsamkeit wieder herab, wie dies in Griechenland nach dem Demosthenes geschehen war. Seneka verdarb sie am ersten. Ob er gleich mit einem großen Genie gebohren war, so verdarb er es doch durch die viele Künstelei. Er hatte starke Gedanken, aber sie wurden durch

durch seinen Ausdruck, den er zu sehr suchte, geschwächt. Seine Sucht, Gegensätze, sinnreiche Einfälle, glänzende Worte anzubringen, war überaus gros. Daher glaubt man eine Sammlung Epigramme zu lesen, welches doch ermüdet. Seneka war ein Stoiker, und man findet auch in seinen Werken eine große Verachtung der Welt. Indessen verachtete er sie in seinem täglichen Leben nicht so sehr, oder er machte sie sich doch wenigstens so zu Nutze, daß er in Ueppigkeit und Ueberfluß leben konnte. Dies hinderte ihn aber nicht, gegen die Ueppigkeit zu schreiben. Er war überaus reich, und man beschuldigte ihn, daß er in der Erwerbung seiner Reichthümer nicht sehr gewissenhaft gewesen sey. Kurz man hat von ihm gesagt: Er sey nicht so gut als seine Philosophie.

Der jüngere Plinius, ein Schwestersohn des Naturforscher Plinius, der ihn an Kindes Statt annahm, wurde von dem berühmten Quintilian gebildet, dessen bester und dankbarster Schüler er war. Plinius war anfänglich Befehlshaber einer Legion in Syrien, kam aber hernach nach Rom zurück, wo er sich gänzlich Staatsangelegenheiten widmete. Er führte seinen ersten Rechtshandel vor Gericht in einem Alter von neunzehn Jahren, aber mit einem so glücklichen Erfolg aus, daß

daß seine Nebenbuhler und Freunde von der Stunde an einsahen, was für ein Ruhm ihm noch bestimmt sey. Wir haben nur von ihm seine Lobrede auf den Traian und seine Briefe. Ob Traian gleich ein großer Fürst und aller Belohnungen der Tugend würdig war, ob Plinius ihm gleich bei allem dem Guten, was er von ihm sagt, nicht schmeichelt, so ist seine Lobrede doch langweilig. Nichts ist schwerer als loben, und selbst Verdienste zu loben ist schwer. Diese müssen sich selbst genug seyn. Das Lob schwächt sie nur, anstatt sie zu erheben. Ueberdem schreibt Plinius im Geschmack des Seneka. Er hat viel feine Schönheiten, allein wenig erhabene. Seine Briefe sind in Ansehung der Moral und Redlichkeit, die darinn hervorstechen, fürtreflich. Er spricht in denselben als ein rechtschaffener Mann, der alle Pflichten der Tugend kennt, und sie andern mit Nachdruck zu empfehlen weis.

## Viertes Kapitel.

## Von den höhern Wissenschaften.

### §. 1.

### Ueber die Philosophie.

*Die Philosophie begreift die Kenntnis der

* *Tableau philosophique du genre humain.*

der Natur, der physischen sowohl als moralischen in sich. Der Name Philosoph ist sehr alt. Die ersten Schwätzer beehrten sich mit dem Titel **Weise.** Aber Pythagoras, sagt man, war bescheidener und gab sich blos für einen **Liebhaber der Weisheit** aus. Alle Nationen haben ihre würklichen oder seynwollenden Philosophen gehabt. Die Priester in Aegypten, die Magier in Persien, die Bramanen in Indien, die Gelehrten in China, die Druiden in Gallien u. s. w. alle diese Leute haben philosophirt, so gut sie konnten. Allein außer der Moral machen ihre meisten Gedanken dem menschlichen Geist wenig Ehre. Man sahe verwegene Menschen kindische Träume gebähren und sie hernach aus Stolz und Eigennutz als Religionssätze einführen.

Dies ist der hassenswerthe Ursprung des alten Aberglaubens, der das Gesetz der Natur, welches so deutlich und einfach ist, das mit so viel Kraft und Uebereinstimmung zu den Menschen redet, entstellt hat.

Aber, ohne in diesem Koth zu wühlen, wollen wir die Geschichte der friedfertigen Philosophen durchlaufen, die aus eigenem Triebe richtig oder unrichtig gedacht haben, ohne die falschen Götter zur Einführung ihrer Begriffe zu Hülfe zu rufen.

Thales von Milesia glänzte in Griechenland im Anfange der fünf und dreissigsten Olympiade. Die Begierde, sich Kenntnisse zu sammlen, trieb ihn an, verschiedene Reisen vorzunehmen. Er wendete sich an die Priester zu Memphis, die ihn Astronomie, Geometrie und Philosophie gelehrt haben sollen. Dem König Amasis gefiel sein Verstand. Er wollte ihn daher an seinem Hofe behalten. Aber Thales kannte die Gewonheiten des Hofes nicht, und da er nicht schmeicheln konnte, misfiel er bald. Er kam mit seinen wenigen Kenntnissen, die freilich für die Zeit, in der er lebte, groß waren, in sein Vaterland zurück. Die Griechen bewunderten ihn, und sezten ihn unter die sieben Weisen. Er stiftete die ionische Sekte, und soll die Sonnenfinsternisse haben vorhersagen können, und die Sterne beständig beobachtet haben. Da er einst dieser Beschäftigung nachgieng, fiel er aus Unvorsichtigkeit in einen Graben. Eine Frau, die in der Nähe war, sagte hierauf spottend zu ihm: Wie kannst du wissen, was im Himmel vorgeht, da du nicht einmal weist, was vor deinen Füßen ist. Thales hatte keine Neigung zum Heirathen und man schreibt ihm einen Trugschlus über diese Materie zu, der mir nicht gefällt. Da seine Mutter ihn zum Heirathen überreden wollte, antwortete er, es sey

noch nicht Zeit, und da er sich dem Alter näherte, sagte er: es sey nicht mehr Zeit. Dieser Philosoph behauptete, daß das Wasser der Grundstof aller Dinge sey.

Anaxagoras ist einer der besten Philosophen des Alterthums. Er war reich und von angesehener Familie. Aber er versäumte alles übrige, um sich allein der Betrachtung der Natur zu widmen. Er erzog den Perikles, und bereitete ihn zu der großen Rolle vor, die er hernach unter seinen Mitbürgern spielte. Anaxagoras hatte unstreitig Unrecht, wenn er sagte: Die Sonne sey so groß als Peloponnes. Allein hierin liegt kein Atheismus, und doch beschuldigten die niederträchtigen Neider des Perikles seinen Lehrer, er sey ein Atheist, um ihn mit in sein Unglück zu verflechten. Anaxagoras bemühete sich vergebens, diese Verläumdung zu zernichten. Er mußte sich durch die Flucht retten, und man verdammte ihn, weil er nicht erschien. Er lebte hierauf ruhig und geehrt zu Lampsakus, welches er sich zur Freistatt gewählet. Wie er starb, wurde er von allen Rechtschaffenen bedauert. Er hatte sich durch seine Verdienste und Sitten eine so grosse Achtung erworben, daß man ihm sogar einen Altar errichtete.

Der weise Sokrates wählte einen andern Gang als seine Vorgänger, die sich hauptsächlich auf das Studium der Naturlehre gelegt hatten. Er wählte die Moral zum Gegenstande seines Nachdenkens. Er stiftete viel Gutes in Athen, deckte die Blößen der Sophisten auf, welche die Weisheit für Geld lehrten, und arbeitete der Verdorbenheit der Sitten durch nützlichen Unterricht und durch Satyren auf das Laster entgegen. Die eingeschränkten Köpfe, denen er zu nahe gekommen war, vereinigten sich wider ihn, um ihn zu stürzen. Man beschuldigte ihn, daß er keine Götter glaube, weil er verachtungswerthe Menschen verachtet hatte, und daß er die Jugend verführe, weil er ihre Charlatanerie in Miskredit gebracht hatte. Aristophanes brachte diesen großen Mann auf die Bühne und legte ihm anstößige Dinge und Gotteslästerungen in den Mund, die von ihm eher zu erwarten waren, als vom Sokrates. Endlich erklärte der weise Arropagus, durch des Sokrates Feinde gereitzt, ihn für einen Gottesleugner und Feind der Götter. Er wurde verurtheilt, Gift zu nehmen, um dadurch das Verbrechen auszusöhnen, daß er nur einen Gott erkannt, und nichtswürdige Menschen verächtlich gemacht hatte. Er starb mit der Standhaftigkeit eines wahren Weisen. Er konnte entkom-

men, aber er wollte nicht. Keine Art zu sterben macht der menschlichen Natur mehr Ehre als diese *. Welche Grösse der Seele, welche Sanftmuth, welche Würde zeigt dieser einzige Mann in seiner Art nicht in einem Augenblick, den die Unerschrockensten nicht anders als mit Zittern betrachten! Sokrates hinterlies viel Schüler, die in Meinungen von einander abgiengen, und verschiedene Sekten stifteten.

Aristippus, das Haupt der cyrenäischen Weltweischen, hatte sich in Athen niedergelassen, um den Sokrates zu hören, dessen Ruhm sich in ganz Griechenland verbreitet hatte. Wahrscheinlich nahm er einen ganz andern Gang als sein Lehrer. Denn man wirft ihm eine zu freie und wollüstige Philosophie vor. Er liebte das Wohlleben und das andere Geschlecht übermäßig und verstand sich zu allem, wenn nur Vergnügen dadurch zu erlangen war.

Plato, der Stifter der akademischen Sekte, ist der berühmteste Schüler des Sokrates, nach dessen Tode er nach Memphis gieng, um mit den ägyptischen Priestern zu philo-

* Man schlage die Vergleichung des Todes des Sokrates mit dem Tode Jesu Christi auf der 75sten Seite des ersten Theils nach.
Anmerk. d. H.

philosophiren. Er besuchte hierauf die Pythagoräer in Groß-Griechenland und kehrte endlich, beladen mit fremden Wissenschaften oder Grillen, die er nach seiner eignen Art ordnete, nach Athen zurück. Plato lehrt so wie Sokrates die Einheit Gottes, die Unsterblichkeit der Sele und den heiligen Lehrsatz von Strafen und Belohnungen nach dem Tode. Er behielt von den Pythagoräern die Lehre von der Seelenwanderung bey, die er doch auf eine ihm eigenthümliche Art erklärte. Er schrieb über die Moral und Politik Werke, die wegen der vernünftigen und guten Maximen, welche sie enthalten, geschätzt werden, obgleich auch einige wunderliche und tadelnswürdige Vorstellungen darin vorkommen. Der Styl in seinen Unterredungen ist edel und majestätisch, zuweilen aber dunkel und hochtrabend. Man hat diesen Philosophen mit gleicher Heftigkeit gelobt und getadelt. Ich glaube auch, daß man viel Gutes und Böses von ihm sagen kann.

Ehe ich weiter gehe, muß ich auch etwas vom Pythagoras, dem Stifter der Sekte sagen, von welcher Plato die Meinung von der Seelenwanderung annahm. Pythagoras durchwanderte verschiedene Länder, um sich neuen Unterricht zu verschaffen, nemlich Aegypten, Chaldäa und klein Asien.

Nach seinen Reisen kam er nach Samos, seinem Vaterlande, zurück, welches der Tyrann Polykrates damals unterdrückte. Dies bewegte diesen Philosophen, sich nach Krotona in Groß-Griechenland zu begeben, wo er eine philosophische Schule anlegte. Er prüfte seine Schüler durch ein strenges Stillschweigen, das oft einige Jahre dauerte. Man breitet viel ausschweifende Gedanken und Handlungen von ihm aus. Aber seine Moral war rein, und dadurch stiftete er viel Gutes. Seine Schüler hatten so viel Achtung für ihn, daß sie alles, was er vortrug, ohne den geringsten Zweifel glaubten und ihr Ausdruck war: Magister dixit. Wahrscheinlich war sein berühmtes System von der Seelenwanderung nicht seine eigne Erfindung, sondern von den Bramanen entlehnt. Man hält es für sehr ungereimt. Allein es ist doch wenigstens ein sehr ehrwürdiger Irrthum, wenn es anders ehrwürdige Irrthümer giebt. Die Anhänger dieses Lehrsatzes sind allezeit sanfter und menschlicher gewesen als wir.

Plato's Schule brachte verschiedene Sekten, die Peripatetiker, Stoiker, Pyrrhonisten und andere hervor. Die Peripatetiker nahmen hauptsächlich das Zeugnis der Sinne für wahr an. Die Stoiker foderten, daß sie gesund und in gutem Stande seyn

müß-

müßten, wenn man ihnen trauen sollte. Die Pyrrhonisten leugneten alles.

Arcesilas, des Pyrrho Schüler, vertheidigte dessen Philosophie mit dem möglichsten Eifer. Er glaubte beweisen zu können, daß nichts gewis sey, und daß man an allem zweifeln müsse, daß weder in den Sinnen, noch in dem Zeugniß der Vernunft völlige Gewisheit sey. Archesilas war spitzfindig und beredt. Da er überdem noch das Unglück hatte aufrichtig zu reden, so darf man sich nicht wundern, daß er Proselyten gemacht hat. Er war edelmüthig und wohlthätig ohne Prahlerey. Er verbarg die Wohlthaten, die er andern erwies, mit eben so viel Sorgfalt, als andere anwenden, sie bekannt zu machen.

Carneades von derselben Sekte machte die Lehrer der Philosophie zittern. Er gieng in seinen Behauptungen nicht so weit als Arcesilas, aber er besaß eben so viel Tugend.

Aristoteles, der Stifter der peripatetischen Sekte, war ein Schüler des Plato gewesen, und bildete sich nachher eine eigne Lehre. Philippus gab ihn seinem Sohn Alexander zum Hofmeister. Allein ein solcher Untergebener dünkt mich, hat ihm keine Ehre gemacht. Aristoteles kam nachher während des persischen Krieges nach Athen zurück, und gab in seiner Schule öffentlichen Unterricht.

richt. Da er gewöhnlich im Hin- und Hergehen seinen Vortrag hielt, so nennte man seine Schüler deswegen Peripatetiker. Aristoteles wurde auch gleich dem Anaxagoras und Sokrates der Atheisterey beschuldigt. In dieser Bedrängniß nahm er die Flucht, weil die Menschen über diese Materie keine Gründe anhören. Dieser Philosoph soll sich ins Meer gestürzt haben, weil er die Ursachen der Ebbe und Fluth nicht erforschen konnte. Aber dies ist eben kein Beweggrund, sich zu ersäufen. In seinen Schriften sind mehr solche Dinge, die er eben so wenig begreifen konnte. Wenn man die Metaphysik und Physik des Aristoteles, die sehr elend sind, ausnimmt, so sind seine übrigen Werke — Werke eines grossen Mannes, der noch weiter gehen konnte, als er würklich gieng.

Man sieht den Diogenes immer als einen wunderlichen, lächerlichen und unverschämten Mann an. Man will den Titel Philosoph nicht so erniedrigen, daß man ihm denselben beilegte. Indessen hat doch dieser sonderbare, lächerliche und unverschämte Mann viel fürtrefliche Seiten in seinem Lebenswandel. Man sagt zwar, er sey als ein falscher Münzer von Synope vertrieben worden. Aber diese Beschuldigung ist nicht sehr wahrscheinlich. Wie ist es möglich, daß ein so

geld-

geldgieriger Mensch, als der seyn muß, der ienes schändliche Handwerk treibt, ein Beispiel der heldenmüthigsten Uneigennützigkeit geben kann? Ich glaube vielmehr, daß die Sophisten, welche er verachtete, ihn nach eingeführter Gewohnheit aus Uebermuth angeschwärzt haben. Dem sey nun wie ihm wolle, er kam nach Athen, und fand sich beim Antisthenes als Schüler ein. Dieser trieb ihn aber auf eine grobe Art mit seinem Stock zurück, weil er keine Schüler mehr haben wollte. Diogenes rief aber, ohne sich abschrecken zu lassen, aus: Schlage nur zu. Du findest keinen Stock hart genug, um mich von dir zu treiben, so lange du redest. Von dieser Zeit an nahm er das rohe, ungesittete Wesen der Cyniker in seinem Aeußern, in seinem Anzuge und Manieren an. Er versagte sich schlechterdings alles überflüßige und zerbrach sogar seinen Becher, weil er einmal ein Kind aus der hohlen Hand trinken sahe. Er fieng mit iedermann ohne Schonung Händel an. Wozu hast du deine Hände? sagte er einmal zu einem Mann, der sich von einem Sklaven anziehen lies. Soll er dir nicht auch noch die Nase schnauben? Man kann weder die Cyniker, noch den Diogenes wegen der Verstoßungen gegen den Wohlstand, den sie für Thorheit hielten, entschuldigen. Sie begiengen tausend schänd-

liche Dinge ohne Schaam. Auf der andern Seite wählten sie auch nicht die rechte Art, ihre Mitbürger zur Tugend und zur unverdorbenen Natur zurück zu führen. Sie erbitterten dieselben durch Beleidigungen, da sie dieselben doch durch Sanftmuth hätten einnehmen sollen. Kurz, man nannte sie Cyniker, weil sie die Leute eben so ungestüm anfielen und so schaamlos waren, wie die Hunde. Doch wir wenden uns wieder zum Diogenes. Das Ende seines Lebens beweist, daß er im Grunde ein schätzbarer Mann war. Da er auf einer Seereise von Seeräubern gefangen wurde, so wurde er an einen gewissen Korinther, Namens Xeniades verkauft, der ihm die Erziehung seiner beiden Söhne und die Aufsicht über sein ganzes Haus auftrug. Diogenes verwaltete seinen Posten mit so viel Ruhm, daß Xeniades sehr oft sagte: er habe einen Mann von Einsicht in sein Haus genommen. Er starb wahrscheinlich in diesem Hause, und man ehrte sein Andenken durch ein prächtiges Denkmal.

Epikur, dessen Name noch immer sehr berühmt ist, lehrte die Philosophie in seinem Garten zu Athen. Sein Ruf und seine Verdienste verschaften ihm aus allen Theilen Griechenlands, und sogar aus Aegypten Schüler. Ihre Nachfolger haben stets die

größte

größte Hochachtung gegen Epikurs Grundsätze, welche nie eine Veränderung erlitten, unterhalten. Man erzählt, daß er mehr als drey hundert Bände Schriften verfertigt habe, welche Zahl sehr groß ist. Allein es ist keiner mehr vorhanden. Seine Philosophie ist indessen sehr bekannt. Gewis ist, daß er Götter und Vorsehung leugnete. Demohngeachtet spricht er hierüber in den prächtigsten Redensarten. Er schrieb sogar Andachtsbücher, weil er sich für den Areopagus fürchtete. Man hat seine Moral sehr verschrieen, weil er das höchste Guth des Menschen in der Wollust setzte. Allein es kommt darauf an, genau zu wissen, was er unter Wollust verstand. Es ist entschieden, daß er sehr mäßig und sittsam lebte. Es ist gewis, daß viel gute Schriftsteller in diesem Punkt alle Vorwürfe von ihm ablehnen, und es ist gewis, daß er eine sehr gesunde und sogar strenge Sittenlehre vorgetragen hat. Epikur starb unter vielen Schmerzen an den Folgen des verhaltenen Urins, wobey er seine Standhaftigkeit zeigte. Er war beinahe zwei und siebenzig Jahr alt.

Ich wiederhole es hier noch einmal — Die meisten alten Philosophen sind wegen der fürtreflichen Moral, die in ihrem Unterricht und in ihren Schriften herrscht, sehr ehrwür-

würdig. In der Metaphysik haben sie nichts weiter gethan als gleich den Kindern gestammelt. Allein wir wissen darin auch nicht viel mehr. Ihre physischen Kenntnisse waren ebenfalls sehr eingeschränkt. Es fehlte ihnen an den nöthigen Instrumenten, um gute Beobachtungen anstellen zu können. Das ist aber nicht ihre Schuld. Das Ohngefähr hat die Neuern blos auf den Weg der Erfahrung geleitet. Die Alten wären vielleicht weiter gekommen als wir, wenn sie in denselben Umständen gewesen wären. Unsere Gelehrte behandeln sie indessen als eitle, von Stolz und Ehrgeitz eingenommene Männer, die sich blos aus Ruhmsucht oder Eigennutz zu Lehrern aufwarfen. Das mag nun immerhin seyn. Die Alten hatten doch in vielen Hinsichten Vorzüge vor uns.

## §. 2.

## Von der Dialektik.

Die Dialektik oder Logik, diese Wissenschaft der Sophisten, die so viel unnütze Streitigkeiten ausgebrütet hat, worauf der gesunde Menschenverstand nie gefallen wäre, stellt die spitzfindigen Regeln dar, die Aristoteles erfand, oder doch mit ausnehmender Geschicklichkeit zu brauchen wußte. Man betrach-

betrachtet ihn noch immer als einen grossen Lehrer der Dialektik und er hat sich durch die Erfindung des Syllogismus, der für die gröste Anstrengung des menschlichen Geistes gehalten wird, unsterblichen Ruhm erworben. Zeno, der Erfinder der Logik, war noch nicht so weit gewesen. Die alten Philosophen stritten sich häufig über den Ursprung der Ideen. Dies war eine Streitfrage, welche die Logiker vorher umständlich abhandelten, ohne mehr davon zu verstehen als wir! Entspringen die Ideen durch Hülfe der Sinne, wie Aristoteles glaubte, oder ganz unabhängig von den Sinnen, wie andere behaupteten? Dies ist auch iezt nicht aufgeklärt genug *. Ein ieder Grübler schaft sich sein System — aber der Weise zweifelt, und dies ist das sicherste.

## §. 3.

## Von der Metaphysik.

Die Metaphysik der Alten untersuchte drei Fragen und beschäftigte sich damit, zu entscheiden, ob ein Gott sey, worin sein Wesen

* Es ist wenigstens entschieden, daß es viel Ideen giebt, die nicht durch die Sinne entstehen und nicht aus denselben ihren Ursprung nehmen können. Man vergleiche eine Anmerkung des 1 Th. S. 156.

sen bestehe, und ob man eine Vorsehung glauben müsse. Es ist ausgemacht, daß alle Nationen einen Gott erkannt haben, das heißt, einen Herrn der Natur, einen Regierer der Weltbegebenheiten, und einen natürlichen Gegenstand der Verehrung der Menschen. Es hat immer wenig Atheisten gegeben, und ihre trostraubende Lehre hat man stets so verabscheuet, wie sie es verdient. Allein wenn auch die alten Philosophen das Dasein eines höchsten Wesens zugestanden haben, so haben sie sich doch über seine Natur nicht vereinigen können. Man kann sich keinen Abweg denken, auf den sie nicht in diesem Punkt verfallen sind, welches gewiß dem menschlichen Geist nicht zur Ehre gereicht. Die Vorsehung hat man offenbar geleugnet, aber die ehrwürdigsten Weisen haben sie auf eine gründliche Art vertheidigt. Ohngeachtet der Würklichkeit des moralischen und physischen Uebels, das unsere Vernunft so in Verwirrung setzt, darf sich der Mensch nur den Empfindungen seines Herzens überlassen, und er wird dann die Gottheit gleichsam fühlen, die ihn tröstet, unterstützet und lehret, daß er nicht stets unglücklich seyn werde. Wir wollen also seine ewige Weisheit um die Ursach unseres Elendes nicht stolz fragen. Gott ist gütig und handelt nicht ohne Absichten. Wir wollen sie anbeten, bis wir sie völlig begreifen können. Die

Die Träume der alten Philosophen über das Wesen Gottes, über unsere Seele und ihre Erwartungen verdienen keine Erwähnung. Man kann sie aus den Träumen unserer heutigen Philosophen beurtheilen, welche nach den Zänkereien so vieler Jahrhunderte durch die Nacht der Metaphysik hätten durchdringen können, wenn unsere schwache Vernunft nicht gleichsam verdammt wäre, sich darin zu verlieren. Gewis und bewiesen ist es, daß ein erster Urheber aller Dinge vorhanden ist, daß unsere Seele im Tode nicht zernichtet wird, und daß das übrige unerklärbar ist *.

## §. 4.

## Von der Physik.

Die Griechen beschäftigten sich lange Zeit eifrig mit dem Studium der Physik, worin

* Dies ist nicht genau gesprochen. Die gesunde Vernunft macht es uns schon wahrscheinlich, daß, wenn Gott gerecht ist, daß wir nach diesem Leben für die auf Erden verrichteten guten Handlungen werden belohnt und für die bösen Handlungen werden bestraft werden, die der Ahndung Gottes und der Menschen entgangen sind. Aber freilich giebt uns die Religion hierüber allein heitere und beruhigende Aussichten.

Anmerk. des H.

worin sie indessen nicht weit fortrückten. Doch wenn man die Systeme nicht für unbedeutend hält, und ihnen einen Werth beilegen will, so sind die griechischen Weltweisen den unsrigen nicht nachzusetzen. Sie sind auf Träume und Grillen verfallen wie wir – und fast alle Hypothesen der Neuern sind von den Griechen entlehnt. Allein in Ansehung der gemeinnützigen Physik, die beim Glanz der Fackel der Erfahrung einhergeht und sich nur mit interessanten, auf Erfahrung gegründeten Untersuchungen beschäftigt, ist nicht zu läugnen, daß wir vor den Alten den Vorzug haben. Sie hatten indessen wenigstens eben so viel Verstand und Eifer als wir. Aber demohngeachtet war ihnen das Heiligthum der so nützlichen Naturlehre verschlossen, weil sie gar keine oder nur wenig Beobachtungen anstelleten. Wir haben die Ehre, daß wir von Ohngefehr Fernröhre, Vergrößerungs- und andere Gläser, die Luftpumpe und dergleichen erfunden haben. Durch diese Hülfsmittel, die unsern Vorfahren fehlten, sind wir weiter gekommen. Deswegen muß man sie aber nicht verachten.

## §. 5.

## Von der Arzneikunst.

Die Arzneikunst der Alten, von der wir in diesem Artikel handeln wollen, war sehr

berühmt. Götter selbst hätten sie erfunden und ausgeübt. Die Aegyptier schrieben die Entdeckung derselben ihrem berühmten Hermes zu, und sollen große Aerzte gewesen seyn. Doch behaupten die Griechen, daß sie die Aegyptier in der Heilkunst übertroffen hätten. Die Römer maßten sich diesen Vorzug nicht an, und waren nicht darüber eifersüchtig. Sie vertrieben vielmehr die Aerzte mehr als einmal als Giftmischer aus ihrem Staate. Der Name des Hippokrates ist unsterblich. Dieser Held in der Arzneikunst übte und lehrte sie mit bewundernswürdigen Glück. Seine Schriften sind gleichsam das Gesetzbuch dieser Kunst, und alle seine Nachfolger haben seine Vorschriften in Ehren gehalten, selbst wenn sie Neuerungen machten. Sie haben Systeme aufgebauet und bewiesen, daß Hippokrates ihrer Meinung gewesen sey. Das ist nun freilich etwas leichtes. Denn den Text der alten Schriften kann man zu allem brauchen. Hippokrates war kein ganz gewöhnlicher Mensch. Er hatte gründlich studirt, er war beredt und hatte fast von allen möglichen Theilen seiner Kunst die ersten Grundlinien gezeichnet.

Es sind in der Arzneikunst, so wie in allen systematischen Wissenschaften verschiedene Sekten entstanden. Der berühmte

Galienus, der sechs hundert Jahr nach dem Hippokrates auftrat, suchte die Grundsätze desselben wieder geltend zu machen, die man bis dahin nicht geachtet hatte. Er erweiterte sie und seine Schule blühete lange mit Ruhm. Wir finden noch Galenisten, die der Methode ihres Lehrers folgen und eben so vernünftig sind, als die übrigen.

Ich habe schon beiläufig angemerkt, daß die Arzneikunst mehr als einmal zu Rom beschimpft worden ist. Kato konnte sie nicht leiden und gab sich alle Mühe, sie lächerlich und die Aerzte verhaßt zu machen. Er eiferte nachdrücklich gegen die traurigen Versuche, die auf Kosten des menschlichen Lebens gemacht wurden, und gegen den Vorzug der Aerzte, daß sie allein ungestraft Menschen ums Leben bringen durften. Indessen ist gewiß, daß die Marktschreier noch schädlicher sind als die würklichen Aerzte.

## §. 6.

## Von der Moral.

Der letzte Theil der Philosophie, die Moral, ist vielleicht die einzige Wissenschaft des Menschen, oder wenigstens die wichtigste. Die Alten haben uns hierin weit übertroffen, weil ihr Herz rechtschaffener und ihr

Ver=

Verstand gesunder war. Sokrates wird als der Erfinder der Moral, in so fern sie eine Wissenschaft ist, die ihre Grundsätze und Beweise hat, angesehen. Cicero schildert sein Unternehmen sehr schön: Sokrates, sagt er, war der erste, der die Philosophie vom Himmel in die Städte herabbrachte, in den Häusern einführte, und in den Familien bekannt machte. Die alten Sittenlehrer entwarfen nicht blos die menschlichen Lebensregeln mit Deutlichkeit und anständiger Beredsamkeit. Sie warfen überdem noch eine ungereimte Frage auf, nemlich die, welches das höchste Gut sey. Es ist mehr als zu wahr, daß die menschlichen Bemühungen immer eine schwache und lächerliche Seite haben. Epikur, sagt man, setzte das höchste Gut im Vergnügen und das gröste Uebel im Schmerz, und doch lebte dieser Wollüstige von Wasser und Brodt, und sein Tisch kostete ihn täglich nicht über einige Pfennige. Von den Schmerzen einer heftigen Kolik gemartert, genos er sein höchstes Gut, die Tugend, die seine gröste Wollust war, und nie verrieth sein Lebenswandel andere Gesinnungen. Wie aber auch Epikurs Grundsätze beschaffen gewesen seyn mögen, so kann man doch sagen, daß die Wollust das höchste Gut ist. Aber wehe denen, welche die Wollust in der Ausschweifung oder im Laster suchen! Die wahre Wol-

lust ist der Genuß der Tugend. Dies war die Meinung des Zeno, des Stifters der stoischen Sekte, und dies ist auch die Meinung aller Gutdenkenden.

# Fünftes Kapitel.

## Vom Zustand der Künste in Amerika, zur Zeit der Entdeckung desselben.

### §. 1.

### Widerlegung der vom Garcilasso zu groß angegebenen Zahl der Städte in Amerika, und Beschreibung der amerikanischen Gebäude bey der Ankunft der Spanier.

*Garcilasso stellt uns ganz Peru bey der Ankunft der Pizarres als mit großen volkreichen Städten überall besetzt vor. Allein es ist entschieden, daß in diesem traurigen Lande im Jahr 1531 als man es entdeckte, nur ein kleines Flecken war. Man kann leicht beurtheilen, was dieser Prahler für Glauben verdient, da er aus einer thörichten Liebe zu seinem unglücklichen Vaterlande für keine Warheit Achtung hatte. Fast jeden Vor-

* *Recherches philosophiques sur les Americains.*

Vorfall hat er verschönert, und allen seinen Beschreibungen fehlt es an Wahrscheinlichkeit. Unter den Inkas, sagt Zarates, war in ganz Peru kein von den Indianern bewohnter Ort, der einer Stadt ähnlich gewesen wäre. Cusco war der einzige. Sollte iemand fragen, warum man sich mehr auf das Zeugnis des Zarates als auf das des Garcilasso berufe, so ist die Antwort, weil Vernunft und Wahrscheinlichkeit auf des ersten Seite sind. Hätten die Spanier in diesem Lande so viel Städte gefunden, so würden doch wenigstens die Plätze und Ruinen, oder die Namen davon noch vorhanden seyn. Aber man findet in demselben keine Trümmern irgend einer von den Inkas erbaueten Stadt. Die Städte, welche heut zu Tage daselbst sind, sind alle, ohne Ausnahme von den Europäern erbauet und bevölkert worden, und diese hätten sich gewis so schwere Arbeiten und Aufbauungen erspart, wenn sie bey ihren neuen Sklaven feste Häuser und bequeme Gebäude angetroffen hätten.

Ein neuer Beweis, daß dieser Staat keine Städte hatte, ist die fast unglaubliche Geschwindigkeit, mit der man ihn von einem Ende bis zum andern eingenommen hat. Hätten sich die Indianer hinter Mauern verbergen können, so hätten die Spanier dieselben

den niederreissen müssen, um die Garnison gänzlich zu schlagen. So viel Belagerungen und Blockaden hätten Zeit und Leute erfodert und es wäre dem Pizarre unmöglich gewesen, mit zweihundert Mann, die sich blos zeigten, Peru einzunehmen, wenn es mit Festungen versehen gewesen wäre. Wahrscheinlich verdiente auch Cusco, die gewöhnliche Residenz der Inkas, zur Zeit seines grösten Glanzes kaum den Namen eines Fleckens. Auch dies kann nur ein Haufen kleiner Kabanen ohne Fenster gewesen seyn, deren Verfertigung den Peruvianern unbekannt war. Weil die Spanier in diesen niedrigen und räucherigen Hütten nicht wohnen konnten, so haben sie dieselben niedergerissen, und man siehet in Cusco kein Haus, das nicht von den Europäern erbauet seyn sollte. Es ist nur noch ein Stück Mauer stehen geblieben, das von einem alten der Sonne gewidmeten Tempel ein Ueberbleibsel seyn soll, davon die Schriftsteller viele Wunderdinge mit Entzücken erzählen. Ich zweifle nichts desto weniger, daß dieser Tempel geräumiger und zierlicher gewesen ist als derienige, dessen Trümmern man noch ganz in der Stadt Cayambe in der Provinz Quito entdeckt, der nur acht Klaftern im Durchmessen hat. Dies ist eine zirkelförmige Mauer, acht und vierzig Fuß hoch von gebrannten

ten Steinen und Thonerde aufgeführt. Denn die Kunst, Kalk oder Gips zu machen, war in ganz Amerika unbekannt. Man geht in dies elende Gebäude durch eine sehr kleine Thür, und man trift weder ein Fenster noch eine Lucke darin an, so daß das Licht durch den Ort hat hineinfallen müssen, wo das Dach hätte seyn müssen, wenn man eins hätte darauf setzen wollen. Man weis aus der einmüthigen Erzählung der Indianer, daß dies Bethaus zu Cayambe in alten Zeiten eben so bekannt und berühmt gewesen ist, als die Kapelle in Cusko, und man kann aus der von diesem Gebäude gemachten Beschreibung urtheilen, ob es so viel Bewunderung verdient, als man glaubte.

Der Herr de la Condamine hat in den Jahrbüchern der Akademie zu Berlin eine Beschreibung einer alten Wohnung der Inkas einrücken lassen, deren Trümmern man noch bey Atun-Cannas in der Provinz Quito siehet. Er ist der Meinung, daß in diesem seynsollenden Pallast von einem Stockwerk nie ein Fenster gewesen ist, noch darin hat seyn können. Dies beweißt hinlänglich, daß die Baukunst der Peruvianer nicht vollkommener war, als die der Hottentotten und Irokesen ist, und natürlicher Weise ist zu vermuthen, daß die Wohnungen der Privatpersonen

sonen nur hölzerne Hütten waren, weil die Fürsten zwischen Steinhaufen wohnten, in welchen einige leere Plätze waren, die man allenfalls Kammern nennen kann. Da man in denselben weder Gewölbe noch Spuren von Säulen findet, die ein Dach hätten tragen können, so sind diese Gebäude wahrscheinlich nie bedeckt gewesen und ihre Bewohner mußten sich Regen und rauhe Witterung darin gefallen lassen. Man war darin blos vor wilden Thieren und vor einem plötzlichen Ueberfall feindlicher Streifereien sicher. Man muß hier noch anmerken, daß der Spanier Ulloa, wenn er von diesem Mauerwerk bey Atun-Cannas spricht, einen fürtreflichen Abriß davon giebt, weil er dies elende Denkmal so vorgestellt hat, wie er glaubte, daß es seyn müßte, nicht aber, wie es würklich war. Um sich von dieser falschen Vorstellung zu überzeugen, darf man nur die Charten und Risse damit vergleichen, welche Condamine und Bouguer bekannt gemacht haben, die keine Ursach hatten, der Eitelkeit der Spanier zu schmeicheln, und daher die Ruinen von Cannas ohne Verschönerung beschrieben.

Man findet noch einen Inka-Pirka, oder ein zerfallenes Gebäude der Inkas zu Callo, dem Flecken Latakugna gegen Norden,

den, dessen Anblick noch kläglicher ist, als der Anblick des vorigen. Er bestehet aus auf einander gelegten Kieselsteinen, die mit einem röthlichten Thon zusammen verbunden sind. Wenn ie ein Dach auf diesem Hause gewesen ist, so hat man darin am hellen Mittage nicht anders als durch Hülfe mehrerer Fackeln sehen können. Die Thüren sind daran zu klein, als daß sie dem Licht genug Eingang hätten verschaffen können, das die innern Zimmer, die gar keine Oefnung haben, hätte hell machen sollen. Es giebt also keine Mittelstrasse — entweder die Peruvianer haben in ihren Häusern nicht sehen können, oder sie haben in Häusern gewohnt, die oben offen waren, und zwar, weil sie nicht so viel Verstand hatten, sich Fenster auszudenken. In den Steinhaufeu zu Callo waren einige enge Behältnisse, welchen Ulloa den täuschenden Namen Oekonomiegebäude gab. Allein es ist nicht wahrscheinlich, das man in einem Lande Oekonomiegebäude gehabt, wo man kaum Hütten hatte.

Was oben von den Tempeln und Pallästen gesagt worden ist, kann auch von den Festungen gesagt werden, die nach einiger Bericht in Peru sehr häufig waren. Man rühmt besonders das Citadell in Cusko, als ein Meisterstück der Festungsbaukunst, da

man doch weis, daß sich Franz Pizarre der Hauptstadt und ihres Forts in einem einzigen Tage bemächtigt, ohne einen Schuß zu thun.

## §. 2.

## Die Peruvianer, die das Eisen zu schmieden nicht verstanden, wußten doch dem Kupfer eine solche Härte zu geben, als der Stahl annimmt.

Die Peruvianer verstanden nicht das Eisen zu schmieden, und man hat in ihrem ganzen Lande nicht ein einziges Instrument aus diesem Metall, der Seele der Künste und Handwerke, angetroffen. Aber zur Schadloshaltung besassen sie das Geheimnis, das wir haben verlohren gehen lassen, dem Kupfer die Härte des Stahls zu geben. Herr Godin schickte im Jahr 1727 dem Grafen von Maurepas eine alte Axt von gehärtetem peruvianischen Kupfer, und bei der Untersuchung, die der Graf von Caylus damit anstellte, bemerkte er, daß dies Werkzeug an Härte beinahe den alten kupfernen Waffen gleich war, deren sich die Griechen und Römer bedienten, die bei vielen Sachen kein Eisen brauchten, wo wir es heut zu Tage brauchen. Die Ursach mag nun entweder

seyn,

seyn, weil es damals seltener, oder weil das hart gemachte Kupfer besser war als ihr Stahl.

Nachdem der Graf Caylus diese von Quito geschickte Axt betrachtet hatte, glaubte er, daß sie von einem noch ältern Volke als den Inkas herrühre, welches Peru schon lange vor den verwilderten Indianern besessen hätte, die die Spanier im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts daselbst ausrotteten. Ich habe die verschiedenen Geschichtschreiber der neuen Welt mit der möglichsten Aufmerksamkeit gelesen, bin aber nicht so glücklich gewesen, etwas zu entdecken, was diese Meinung begünstigte, und mir ist es sehr wahrscheinlich, daß die Peruvianer selbst das Geheimniß gewußt haben, das Kupfer zu verhärten. Denn sonst würden sie nicht im Stande gewesen seyn, die Erde zu bearbeiten, die Goldbergwerke zu nutzen, die Smaragde von einander zu theilen, und große Stücken Felsen loszumachen, um die gemauerten Kabanen zu bauen, von welchen wir geredet haben. Daß sie bei der Ankunft der Spanier kupferne Axten gehabt haben, daran kann man gar nicht zweifeln, weil man im Treffen bey Karamalka einige dergleichen Instrumente den vornehmsten Officieren abgenommen, die ihre Waffen wegwarfen, um desto schneller davon laufen zu können. Indessen hatten

sie

sie das Kupfer nicht in solchem Ueberfluß, daß sie nicht hätten Axten aus gespitzten Steinen machen, und die Spitzen ihrer Pfeile und Piquen mit den Knochen und Zähnen von Thieren bewafnen müssen. Kurz, daß das Reich der Inkas nichts anders als eine fast wilde Landschaft war, die nur Barbaren bewohnten, wird dadurch augenscheinlich bewiesen, daß kein Denkmal, keine Trümmern von einiger Erheblichkeit übrig geblieben sind. Die Mönche in Cusko und Lima haben sich lange mit Durchwühlung der Gräber der Indianer in der Hofnung beschäftigt, Schätze und Seltenheiten daselbst auszugraben. Aber nach vielen Untersuchungen, die man so weit trieb, als Geitz sie treiben konnte, hat man nichts weiter hervorgezogen als einige Stücke von dem Inkas- und Gallinace-Stein, den sie zu Spiegeln gebraucht haben sollen.

## §. 3.

## Sie verstanden die Kunst, Geld zu prägen, nicht.

Da die Völker dieser Provinzen nie Geld gehabt haben, noch etwas, was sie statt desselben gebraucht hätten, so kann man sich wohl vorstellen, daß sie keinen andern Reichthum kannten, als den türkischen Weitzen,

womit

womit sie sich nährten, und das Haar von den kleinen Kameelen, wovon sie ihre Kleidungen verfertigten. Sie brauchten das Gold, so wie wir das Zinn brauchen. Wenn sie einen besondern Gebrauch von diesen Metall gemacht hätten, so würden sie Geldstücken und Zeichen zur Bezahlung und zum Kauffen geschlagen haben. Da sie aber den Gebrauch des geschmiedeten Eisens, des Geldprägens und der Schrift nicht kannten, da sie die Kunst, Schiffe und Brücken zu bauen, Fenster in ihren Häusern und Schornsteine über ihren Feuerheerden zu machen, nicht verstanden; so folgt daraus, daß sie an Scharfsinn und Industrie den dümmsten Völkern unseres festen Landes nachzusetzen sind, und die Vernunft sagt es uns schon, daß wir den Vergrößerungen der spanischen Schriftsteller keinen Glauben beimessen müssen.

## §. 4.

## Von der Beschaffenheit der Künste in Mexiko vor Eroberung desselben.

Die Mexikaner haben nach der Behauptung Einiger nicht eher eine bestimmte Regierungsform anzunehmen angefangen, als 130 Jahr vor Erscheinung der Spanier.

Allein

Allein dies ist nicht wahrscheinlich. So unvollkommen auch ihre Künste seyn mögen, so zeugen sie doch von einem grössern Alter. Man muß es nur nicht übertreiben. — — Antonio Solis hat in seiner Geschichte der Eroberung von Nordamerika nur gesucht, durch glänzende Gedanken, große Bilder und Gepränge in der Erzählung zu schimmern. Er hat darin die Warheit der Geschichte den eitlen Zierrathen einer prangenden Schreibeart auf die unwürdigste Weise aufgeopfert. Er ist so dreust zu sagen, daß zwey tausend Tempel in der Hauptstadt von Mexiko zu der Zeit waren, als sich ein europäischer Eroberer zum Herrn derselben erklärte. Eine solche Menge öffentlicher Gebäude ist nie in irgend einer Stadt der Welt, von Rom an bis zu Peking gewesen. Gomara selbst, der nicht so dreust, oder vernünftiger ist als Solis, giebt zu, daß man außer sieben kleinen Kapellen nur acht Oerter gefunden hat, die zu Aufbewahrung der mexikanischen Götzen bestimmt waren. Montezuma, der erste dieses Namens, hatte diesem Flecken den Namen einer Stadt gegeben. Nun waren aber von der Regierung dieses Prinzen bis zur Ankunft des Cortez nur zwey und vierzig Jahre verflossen, die gewis nicht hinlänglich gewesen wären, zwey tausend Kirchen zu bauen.

Das vorgegebene Schloß, wo die mexikanischen Könige ihre Wohnung hatten, war eine Scheune. Ferdinand Cortez entdeckte auch in der ganzen Hauptstadt des Staats, den er erobert hatte, keine für sich bequeme Wohnung. Er lies sich daher in aller Eil ein Haus auf bauen, das itzt noch steht. Dies kann uns allen Irrthum in Ansehung der übertriebenen und ausschweifenden Beschreibung benehmen, welche man von dieser amerikanischen Stadt macht, die nach einigen Schriftstellern unter des Montezuma Regierung siebenzig tausend Häuser in sich faßte, welches voraussetzen würde, daß sie damals dreimal hundert und funfzig tausend Einwohner gehabt habe, da es doch bekannt ist, daß Mexiko unter den Spaniern beträchtlich vergrößert worden ist, und heutiges Tages nur sechzig tausend Seelen in sich schließt, wenn man zwanzig tausend Negern und Mulatten mitrechnet. Da man in ganz Mexiko keine Spuren von alten und indianischen Städten antrift, so ist gewis nur ein einziger Ort darin gewesen, der mit einer Stadt Aehnlichkeit gehabt, und dieser Ort war Mexiko, welches die kastilianischen Schriftsteller das indische Babylon genannt haben.

Die Leichtigkeit und Geschwindigkeit, mit der man den unglücklichen Montezuma

aus allen seinen Staaten vertrieb, verräth die Schwäche dieser Staaten selbst. Ich gebe gern zu, daß das Geschütz verwüstende und mächtige Werkzeuge waren, welche die Mexikaner nothwendig bändigen mußten. Allein wenn diese Mexikaner Städte mit Mauern versehen gehabt hätten, wie man es doch so oft behauptet, so würden sie sich hinter denselben verborgen haben, und die sechs elenden eisernen Kanonen, die Cortez mit sich nahm, würden in einem Augenblick solchen Schutz und solche Verschanzung nicht niedergefeuert haben. Ueberdem ist es durch das Zeugnis aller Geschichtschreiber bewiesen, daß die Spanier das erstemal in Mexiko eingedrungen sind, ohne ihr Geschütz nur einmal abfeuern zu dürfen.

## Sechstes Kapitel.

## Vergleichung der Alten und der Neuern.

### §. 1.

### Einleitung zu dieser Materie.

Der große Streit zwischen den Alten und Neuen ist noch nicht beigelegt. Er schwebt noch seit dem silbernen Zeitalter, welches auf das goldene folgte, vor Gericht. Die Men-

Menschen haben immer behauptet, daß die schöne alte Zeit besser sey als die gegenwärtige. Wenn sich Nestor in der Iliade als ein weiser Vermittler beim Achilles und Agamemnon einschmeicheln will, so fängt er seine Anrede mit den Worten an: „Ich „habe ehedem mit Menschen gelebt, die besser „waren als die iezigen. Warlich! ich habe „nie so große Männer als Drias, Ceneus, „Exadius, Polyphem, der den Göttern ähn„lich war, wieder gesehen, und werde sie auch „nie wieder sehen.“ — —

Die Nachwelt hat den Achilles wegen des schlechten Kompliments des Nestor, der von denen so sehr gelobt wird, die nichts als was alt ist loben, sehr gut gerochen. Niemand kennt den Drias itzt. Man hat kaum vom Exadius und Ceneus sprechen hören, und der den Göttern gleichende Polyphem stehet in keiner großen Achtung. Es müßte denn seyn, daß das den Göttern nahe kommen hieße, wenn man vor der Stirn ein grosses Auge hat, und Menschen roh verzehret.

Lukrez trägt kein Bedenken zu sagen, daß die Natur ausgeartet sey:

*Ipsa dedit dulces foetus & pabula laeta,*
*Quae nunc vix nostro grandescunt aucta labore;*
*Conterimusque boves & vires agricolarum etc.*

Das Alterthum ist voll Lobsprüche gegen ein anderes noch graueres Alterthum.

Die Menschen haben zu allen Zeiten geglaubt, daß ehedem große Milchströme in unsern Wäldern geflossen wären. Der Mond war ihrer Meinung nach größer, die Nacht nicht so dunkel. Der Winter war mit Blumen und frischem Grase geschmückt. Der Mensch, dieser König der Welt und zwar sehr faule König, sahe sich mit Vergnügen an und bewunderte sein Nichts, und zum thätig seyn gemacht, fand er am Nichtsthun Gefallen.

Horaz bestreitet dies Vorurtheil mit gleicher Feinheit und Nachdruck in seinem schönen Brief an den August. „Sollen „denn, sagt er, unsere Gedichte wie die Weine „seyn; wovon die ältesten immer die besten „sind?“ Er sagt hierauf:

*Indignor quidquam reprehendi, non quia crasse*
*Compositum illepideve putetur; sed quia nuper:*
*Nec veniam antiquis, sed honorem & praemia posci.*

— — — — —

*Ingeniis non ille favet, plauditque sepultis;*
*Nostra sed impugnat: nos nostraque lividus odit.*

## §. 2.

## Der streitige Punkt selbst ist vom Fontenelle schlecht entwickelt worden.

Der gelehrte und scharfsinnige Fontenelle drückt sich darüber also aus:

Wenn

Wenn man die ganze Streitfrage über den Vorzug der Alten und der Neuen einmal recht einsieht, so läuft sie darauf hinaus, ob die Bäume, die ehemals auf unsern Aeckern standen, größer waren als die ietzigen. Waren sie größer, so können Homer, Plato und Demosthenes in unserm Zeitalter mit Niemanden verglichen werden. Allein sind unsere Bäume eben so groß als die ehemaligen, so können wir auch dem Homer, Plato und Demosthenes gleich kommen. Wir wollen diesen auffallenden Satz aufklären: „Wenn „die Alten mehr Geist hatten als wir, so muß „das Gehirn zu ienen Zeiten besser eingerich„tet, aus festern oder feinern Fibern gebildet „und mit mehr Lebensgeistern angefüllt ge„wesen seyn; allein warum sollten die Ge„hirne iener Zeit besser eingerichtet gewesen „seyn? Die Bäume müßten dann auch grös„ser und schöner gewesen seyn. Denn wenn „die Natur damals iünger und stärker war, „so hätten die Bäume eben so wol als die „Gehirne der Menschen diese Stärke und „diese Jugend empfinden müssen.“ (Digression sur les Anciens & les Modernes. Tom. 4. Edit. 1741.)

Mit Erlaubniß dieses berühmten Mitglieds der Akademie muß ich hier anführen, daß dies gar nicht die eigentliche Streitfrage sey. Es kommt nicht darauf an, ob die Na-

tur in unsern Zeiten eben so große Genies und eben so gute Werke, als die des griechischen und römischen Alterthums habe hervorbringen können, sondern ob wir würklich dergleichen haben. Es ist ohne Zweifel nicht unmöglich, daß in dem Chantillyschen Walde eben so große Eichen als in dem Dodonäischen seyn können. Allein gesetzt: die Dodonäischen Eichen hätten gesprochen, so hätten sie gewis einen sehr großen Vorzug vor den unsrigen, die wahrscheinlich nie sprechen werden.

## §. 3.

## Verse des La Mothe und Beantwortung derselben.

La Mothe, ein Mann von Einsicht und Talenten, der sich in mehr als einer Wissenschaft Ruhm erworben hat, hat in einer Ode, die sehr glückliche Verse enthält, die Parthey der Neuen genommen. Ich schreibe eine Strophe davon ab.

*Et pourquoi veut on que j'encense*
*Ces pretendus dieux dont jesors?*
*En moi la meme intelligence*
*Fait mouvoir les memes ressorts.*
*Croit-on la nature bizarre,*
*Pour nous aujourdhui plus avare*
*Que pour les Grecs & les Romains?*
*De nos ainés mere idolâtre;*
*N'est-elle plus que la marâtre*
*Du reste grossier des humains.*

Warum

Warum verlangt man, daß ich ienen vermeinten Göttern, von welchen ich abstamme, Weihrauch anzünden soll? In mir setzt eben das verständige Wesen eben die Triebräder in Bewegung. Hält man die Natur für eigensinnig, für geitziger gegen uns, als gegen die Griechen und Römer? Ist die zärtliche Mutter unserer Vorfahren nur noch eine Stiefmutter gegen die übrigen einfältigen Menschen?

Man könnte ihm antworten: Schätze deine Vorfahren hoch, ohne sie abgöttisch zu verehren. Du hast einen Geist, wie Virgil und Homer hatten. Aber dies ist vielleicht im genauesten Sinn nicht derselbe Geist. Vielleicht hatten sie grössere natürliche Gaben, als du hast, und zeigten sie in einer reichern und wohlklingendern Sprache als die neuern Sprachen sind, die aus einer Vermischung der abscheulichen celtischen Sprache und der verderbten lateinischen bestehen.

Die Natur ist nicht eigensinnig. Allein sie könnte doch den Atheniensern eine Gegend und eine Luft gegeben haben, die zur Bildung guter Köpfe geschickter wären als Westphalen und Limousin. Ferner könnte vielleicht die Regierungsform in Athen unter Begünstigung des Klima in dem Kopf des Demosthenes etwas angefacht haben, was die Luft in Klamar und in sumpfigter

Gegend und die Regierung des Kardinal Richelieu in dem Kopf des Omer Talon oder des Hieronymus Bignon nicht würden angefacht haben.

Dem La Mothe antwortete damals iemand in folgenden Versen:

*Cher La Mothe, imite & révere*
*Ces dieux, dont tu ne descends pas.*
*Si tu crois, qu' Horace est ton pere,*
*Il a fait des enfans ingrats.*
*La nature n'est point bizarre.*
*Pour Danchetelle est trop avare,*
*Mais Racine en fut bien traité.*
*Tibulle étoit guidé par elle,*
*Mais, pour notre ami La Chapelle la,*
*Hélas! qu' elle a peu de bonté!*

Lieber La Mothe, ahme die Götter nach, von denen du nicht abstammest, und verehre sie. Wenn du glaubst, daß Horaz dein Vater ist, so hat er undankbare Kinder gezeugt. Die Natur ist nicht eigensinnig. Gegen den Danchot ist sie zu geitzig, aber Racine wurde reichlich von ihr versorgt. Tibull wurde von ihr geleitet. Aber ach! wie wenig gefällig ist sie gegen unsern Freund La Chapelle! *

Der

* Dieser La Chapelle war ein General-Einnehmer, der den Tibull sehr platt übersetzte. Allein dieienigen, die bey ihm zu Gaste waren, fanden seine Verse furtreflich.

Anmerk. d. H.

Der berührte Streit ist eine Sache, wobey es auf die Geschichte ankommt. Ist das Alterthum an großen Denkmalen von allen Gattungen bis zu Plutarchs Zeiten fruchtbarer gewesen, als die neuern Zeiten von dem Zeitalter der Medicäer bis zu den Ludwigs XIV gewesen sind?

Die Chineser baueten vor mehr als zwey hundert Jahren vor unserer gemeinen Zeitrechnung iene große Mauer, die sie vor den Streifereien der Tatarn nicht hat schützen können. Die Aegyptier hatten drey tausend Jahre vorher die Erde mit ihren ungeheuren Pyramiden belastet, deren Grundfläche ohngefehr neunzig tausend Quadratfuß enthielt. In der That, wenn man heut zu Tage versuchen wollte, solche unnütze Gebäude aufzuführen, so würde man nicht leicht zum Zweck kommen, und doch viel Geld verschwenden. Die große chinesische Mauer ist ein Denkmal der Furcht. Die Pyramiden sind Denkmale der Eitelkeit und des Aberglaubens. Beide zeugen von einer großen Geduld bey diesen Völkern, aber von keinem großen Genie. Weder die Chineser, noch Aegyptier hätten eine solche Statüe verfertigen können, als unsere heutigen Bildhauer verfertigen.

## §. 4.

## Meinung des Ritters Temple.

Der Ritter Temple, der alle Neuere herabzusetzen versucht hat, behauptet, sie hätten in der Baukunst nichts, was mit den Tempeln Griechenlands und Roms zu vergleichen wäre. Allein so sehr er auch Engländer war, so mußte er doch zugeben, daß die Peterskirche ungleich schöner sey, als das Kapitolium war. Sehr auffallend ist die Zuverläßigkeit, womit er behauptet, es sey weder in unserer Astronomie, noch in unserer Kenntnis des menschlichen Körpers, ausser etwan der Umlauf des Bluts, etwas neues. Die Liebe zu seiner Meinung, die sich auf seiner übertriebenen Eigenliebe gründet, macht ihn die Entdeckung der Trabanten des Jupiters, der fünf Monde und des Ringes um den Saturn, des Drehens der Sonne um ihre eigene Axe, der berechneten Stellung von drey tausend Sternen, der von Kepler und Neuton den Himmelskörpern gegebenen Gesetze, der Ursachen des Aequinoktiums und tausend andere Kenntnisse vergessen, deren Möglichkeit den Alten nicht einmal einfiel.

Die Entdeckungen in der Anatomie sind eben so zahlreich. Eine neue Welt

 im

im Kleinen, die man durchs Vergrösserungsglas entdeckt, rechnet der Ritter Temple für nichts. Er schloß die Augen gegen die ausserordentlichen Dinge seiner Zeitgenossen zu, und öfnete sie nur, um die alte Unwissenheit zu bewundern.

Er gehet sogar so weit, daß er uns beklagt, weil wir nichts mehr von der Zauberkunst der Indianer, Chaldäer und Aegyptier wüßten, und unter dieser Zauberkunst versteht er eine tiefe Kenntnis der Natur, durch welche sie Wunder hervorgebracht hätten; ohne daß er eins anführt, weil vermuthlich nie dergleichen von ihnen verrichtet sind. „Wo sind, sagt er, die Reitze der Musik ge„blieben, die so oft Menschen und Thiere, „Fische, Vögel und Schlangen bezauberte, „und ihre Natur veränderte.„ Dieser Feind seines Zeitalters glaubt die Fabel vom Orpheus ganz treuherzig, und hatte wahrscheinlich weder die schöne Musik in Italien, noch in Frankreich gehört, die zwar nicht den Schlangen, aber den Ohren der Kenner reitzend ist.

Das seltsamste ist, daß er sein ganzes Leben hindurch die schönen Wissenschaften studirt hatte, und über unsere schönen Geister nicht beßer urtheilt, als über unsere Philosophen. Er siehet den Rabelais für einen grossen Mann an, und führt Les Amours des

Gaulois als eins unserer besten Werke an. Indessen war er ein Gelehrter und Hofmann, ein sehr guter Kopf, ein Gesandter, der über alles, was er gesehen, scharfsinnige Beobachtungen gemacht hatte. Er besaß große Kenntnisse, aber ein Vorurtheil kann alle diese Verdienste verdunkeln.

## §. 5.

## Streit des Racine und Boileau mit Perrault.

Wie Boileau und Racine gegen Perrault zur Vertheidigung der Alten schrieben, giengen sie feiner zu Werke als der Ritter Temple. Sie waren so vorsichtig, daß sie Astronomie und Physik nicht erwähnten. Boileau beschäftigte sich blos damit, den Homer gegen Perrault zu rechtfertigen und schlupfte listig über die Fehler des griechischen Dichters und über den Schlummer weg, den ihm Horaz vorwarf. Er bemühet sich nur, Homers Feind, den Perrault, lächerlich zu machen. Wenn Perrault eine Stelle nicht recht versteht oder eine andere, die er versteht, schlecht übersetzt, so macht sich Boileau sogleich diesen kleinen Vortheil zu Nutze, fällt als ein furchtbarer Feind über ihn her, behandelt ihn als einen Ignoranten und

schlech-

schlechten Schriftsteller. Allein es konnte sehr wohl mit einander bestehen, daß sich Perrault oft geirret und doch oft Recht hatte in Ansehung der Widersprüche, der Wiederholungen, der Einförmigkeit der Schlachten, der langen Reden während des Gefechts, der unanständigen und ungereimten Aufführung der Götter in dem Gedicht, kurz in Ansehung aller der Fehler, in welchen seiner Behauptung nach der Dichter gefallen war. Mit einem Wort Boileau spottete mehr über den Perrault, als daß er den Homer rechtfertigte.

Racine bediente sich eben dieses Kunstgrifs; er war wenigstens eben so boshaft als Boileau. Ob er gleich nicht wie dieser aus der Satyre seine Hauptsache gemacht hatte, so machte er sich doch das Vergnügen, seine Feinde wegen einer kleinen zu verzeihenden Verachtung, die sie gegen den Euripides hatten blicken lassen, zu beschämen, und zugleich zu zeigen, daß er den Euripides selbst übertreffe. Er ziehet, so viel er nur kann, den Perrault und seine Anhänger wegen ihrer Kritik über die Alceste des Euripides durch, weil diese Herren unglücklicher Weise durch eine fehlerhafte Ausgabe des Euripides waren getäuscht worden, und verschiedene Antworten des Admet für Antworten der Alceste gehalten hatten. Allein

dem-

demohngeachtet war Euripides in keinem Lande wegen der Art, wie er den Admet zu seinem Vater sprechen läßt, zu vertheidigen. Er wirft ihm mit Heftigkeit vor, daß er nicht für ihn gestorben sey.

„Wen, antwortet ihm der König, sein „Vater, wen redest du so übermüthig an? „Etwan einen lybischen oder phrygischen Skla„ven? Weißt du nicht, daß ich ein Frei„gebohrner und ein Thessalier bin? (Eine schöne Anrede für einen König und Vater!) „Du begegnest mir so verächtlich, als wär' „ich der niedrigste Mensch. Wo ist das „Gesetz, welches verordnet, daß die Väter „für ihre Kinder sterben sollen? Hier auf „Erden ist ein ieder für sich. Ich habe „meine Pflichten gegen dich erfüllt. Was „thue ich dir für Unrecht? Fodere ich, „daß du für mich sterben sollst? Das Leben „ist dir schätzbar. Soll es mir denn we„niger schätzbar seyn? Du beschuldigst mich „der Feigheit — — Aber du bist selbst „feig — — Du erröthest nicht, deine „Frau zu zwingen, daß sie ihr Leben für „das deinige hingab. Ist es dir nun wohl „anständig, dieienigen für feig zu halten, die „das für dich nicht thun wollen, was du „selbst zu thun nicht Muth hast? Rede „nur kein Wort weiter — Du liebst das „Leben und andere lieben es auch — Glaube

„sicher,

„sicher, daß, wenn du mich wieder beleidigst, „du von mir die härtesten Reden hören wirst, „die keine Lügen seyn sollen."

Das Chor fängt hierauf an: Es ist genug und schon zu viel von beiden Seiten. Höre auf, Alter, höre auf, deinen Sohn mit Worten zu mishandeln.

Das Chor hätte, dünkt mich, vielmehr dem Sohn einen nachdrücklichen Verweis geben sollen, weil er seinem eigenen Vater so überaus grob begegnet und ihm so bitter vorgeworfen hatte, daß er nicht für ihn gestorben war.

Der übrige Theil des Auftrits ist in diesem Ton:

Pheres zu seinem Sohn.

Du sprichst wider deinen Vater, ohne von ihm beleidigt zu seyn.

Admet.

O! ich habe es wohl gemerkt, daß du gern noch länger leben willst.

Pheres.

Und du! bringst du nicht diejenige in die Erde, die für dich gestorben ist?

Admet.

Ach! du Nichtswürdigster! Dies ist ein Beweis von deiner Niederträchtigkeit.

Pheres.

Pheres.

Du kannst wenigstens nicht sagen, daß sie für mich gestorben ist.

Admet.

Mögtest du doch in einem Zustand seyn, in welchem du mich nöthig hättest.

Pheres.

Mache es noch besser. Nimm viel Weiber, damit sie sterben und du dein Leben dadurch desto länger erhalten kannst.

Nach dieser Scene tritt ein Bedienter auf, der von der Ankunft des Herkules mit sich selbst spricht: „Ein Fremder, sagt er, „hat sich die Thür selbst geöfnet, und sich „sogleich an den Tisch gesetzt. Er ist unwil„lig, daß man ihm nicht eilig genug zu „Essen giebt. Er gießt alle Augenblicke „seinen Kelch voll Wein, trinkt rothen und „weißen mit starken Zügen, trinkt ohne Auf„hören fort und singt häßliche Lieder, die „mehr einem Geheul als Gesang gleichen, „ohne sich an den König und dessen Gemah„lin, die wir betrauren, zu kehren. Er muß „gewis ein listiger Betrüger, ein Landstrei„ker oder Strassenräuber seyn."

Es kann befremdend scheinen, daß man den Herkules für einen listigen Betrüger hält. Indessen ist es eben so befremdend, daß

daß Herkules, Admets Freund, im Hause unbekannt ist, und noch mehr, daß Herkules den Tod der Alceste zu der Zeit nicht weis, da man sie zur Erde bestätigt.

Man muß über den Geschmack nicht streiten. Allein dergleichen Auftritte würden bei uns dem Pöbel selbst unerträglich seyn.

## §. 6.

## Einige Fehler des Euripides, welche vom P. Brümoi schlecht vertheidigt worden sind.

Brümoi, der das Theater der Griechen herausgegeben, und den Euripides nicht mit gewissenhafter Treue übersetzt hat, thut sein möglichstes, um den Auftritt zwischen Admet und seinem Vater zu rechtfertigen. Allein man würde nicht auf die Wendung fallen, die er nimmt.

Er sagt gleich im Anfang, daß die Griechen die Dinge nicht tadelnswerth gefunden hätten, die in unsern Augen Unanständigkeiten und Abscheulichkeiten wären; sie wären also nicht völlig so, wie wir sie uns vorstellten; kurz, die Begriffe hätten sich geändert. Man kann aber hierauf antworten, daß sich die Begriffe gesitteter

ter Nationen in Ansehung der Ehrerbietung, die Kinder ihren Eltern schuldig sind, nicht verändert haben.

Wer kann wohl zweifeln, sagt er ferner, daß sich die Begriffe in Ansehung wichtigerer Punkte der Sittenlehre verändert haben. Hierauf ist die Antwort: Es giebt keine wichtigere Punkte.

Gesetzt, fährt er fort, ein Franzose wird beleidigt; so fodert die vermeinte französische Klugheit, daß er sich der Gefahr des Zweikampfs aussetze, und einen andern ermorde, oder sich selbst ermorden lasse, um seine Ehre wieder zu erlangen. Man kann hierauf antworten, daß dies nicht blos unter den Franzosen, sondern bey allen europäischen Nationen ohne Ausnahme eingeführt sey.

Man sieht iezt nicht genug ein, wie lächerlich dies Verfahren in zwey tausend Jahren seyn wird, und wie höhnisch man es zur Zeit des Euripides würde ausgezischt haben. Bey den alten Griechen und Asiaten gab es viel Beispiele von Zweikämpfen. Man sieht im Anfang des ersten Buchs der Iliade den Achilles sein Schwerdt halb ausziehen, und ihn im Begrif, sich mit dem Agamemnon zu schlagen *, wenn Minerva nicht dazu

* Es war nie auf einen Zweikampf zwischen dem Agamemnon und Achilles angesehen. Dieser

dazu gekommen, ihn bei den Haaren gefaßt und gezwungen hätte, sein Schwerdt einzustecken.

Plutarch erzählt, daß Hephästion und Craterus sich duellirten, und Alexander sie auseinander brachte. Er stimmt mit dem Curtius überein, welcher anführt, daß sich zween andere Officiers des Alexander duellirt hätten: Imparibus armis duello certant. Und dann, was ist wohl für eine Aehnlichkeit zwischen einem Zweikampf und den Vorwürfen, welche sich Admet und sein Vater Pheres wechselsweise darüber machen, daß sie das Leben zu sehr lieben und feigherzig sind.

Ich will weiter kein Beispiel von der Blindheit der Uebersetzer und Erklärer anführen. Da sich Brümoi, der unpartheiischste unter allen, so geirrt hat, was kann man denn wohl von den übrigen erwarten? Indessen, wenn die Brümoi's und Dacier's gegenwärtig wären, so mögte ich sie wohl fragen, ob sie viel Scharfsinn in Polyphems Reden

Dieser war aufgebracht über den Stolz des Vaters der Iphigenia und in der Hitze des Zorns wollte er ihm das Herz durchbohren.

Anmerk. d. H.

Reden beim Euripides fänden: „Ich fürch-
„te mich vor dem Blitz des Jupiters nicht.
„Ich weis nicht, ob Jupiter ein stolzerer und
„stärkerer Gott ist als ich. Ich bekümmere
„mich wenig um ihn. Wenn er Regen
„schickt, so verberge ich mich in meiner
„Höhle. Ich verzehre ein gebratenes Kalb,
„oder ein wildes Thier. Hierauf breite
„ich mich aus soweit ich kann, trinke ei-
„nen großen Topf Milch aus, lege meine
„Oberkleider ab und mache ein gewisses Ge-
„räusch, das so gut ist als der Donner."

Die Scholiasten müssen keine feine Nase haben, wenn ihnen das Geräusch nicht zuwider ist, das Polyphem macht, wenn er eine gute Mahlzeit zu sich genommen. Sie sagen, daß der Pöbel zu Athen über diesen Scherz lachte, daß aber die Athenienser nie über einen närrischen Streich gelacht hätten. Wie? der Pöbel zu Athen sollte mehr Verstand haben als der Hof Ludwigs XIV? Ist nicht der Pöbel an allen Orten derselbe?

Ich will nicht behaupten, daß Euripides keine Schönheiten und Sophokles nicht noch mehr habe. Indessen sie haben auch ihre großen Fehler. Man sagt sogar, daß die schönsten Scenen in Corneille und die

rührenden Trauerspiele des Racine vor den Tragödien des Sophokles und Euripides einen eben so großen Vorzug haben, als diese beiden Grichen vor dem Thespis. Racine fühlte sein Uebergewicht über den Euripides sehr gut. Aber er lobte diesen grichischen Dichter doch, um den Perrault zu demüthigen.

Moliere hat auch in seinen guten Stücken den Vorzug vor dem reinen, aber kalten, Terenz und vor dem Farcenmacher Aristophanes so wie vor dem Ballettänzer Dankour.

Es giebt also einige Fächer, in welchen die Neuern den Alten überlegen sind und andere wenige, in welchen wir ihnen nachstehen. Hierauf läßt sich der ganze Streit zurückführen.

## §. 7.

## Vergleichungen berühmter Werke.

Vernunft und Geschmack, dünkt mich, fodern, daß man in einem alten und neuen Werke das Gute und Schlechte, das sehr oft beisammen ist, unterscheiden muß.

Man sieht ienen Vers des Corneille mit Entzücken an, da man weder im Homer,

mer, noch im Euripides, noch im Sophokles einen einzigen findet, der demselben ähnlich wäre:

*Que vouliés-vous, qu'il fit contre trois? --*
*Qu'il mourût.*

Man muß indessen die darauf folgenden Verse tadeln, wenn man eben so einsichtsvoll und gerecht urtheilen will.

Wenn ein Mann von Geschmack das erhabene Gemählde der letzten Scene der Rodogune, die auffallenden Kontraste der Personen und die Stärke des Kolorits bewundert, so sieht er doch auch, durch wie viel Fehler diese Situation ist veranstaltet worden, welche Unwahrscheinlichkeiten sie vorbereitet haben, wie sehr Rodogune ihren Charakter hat verleugnen müssen und welche rauhe Wege gewählt werden mußten, um zu solchem großen und tragischen Ausgang zu kommen.

Eben dieser billige Richter wird nicht müde werden, der künstlichen und feinen Zusammenwebung der Tragödien des Racine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die vielleicht die einzigen sind, welche vom Aeschyles an bis zu dem berühmten Jahrhundert Ludwigs XIV von Anfang bis zu Ende gut zusammen gekettet sind. Er wird gerührt wer-

werden von der ununterbrochenen Zierlichkeit, von der Reinigkeit der Sprache, von der Wahrheit in den Charakteren, die sich nur bei ihm findet, von der Erhabenheit ohne Schwulst, die allein Erhabenheit ist, von dem Natürlichen, das sich nie in leere Deklamationen, oder sophistische Streitigkeiten, oder Gedanken, die eben so falsch als gesucht sind, und oft in veralteten Redensarten ausgedruckt werden, nie in rhetorische Reden, die sich mehr für Provinzialschulen als für die Tragödie schicken, verirrt.

Eben der Mann von Geschmack wird beim Racine in einigen Charakteren Schwachheit und Einförmigkeit, Galanterie und zuweilen sogar Koketterie und Liebeserklärungen bemerken, die sich mehr der Idylle und Elegie als der erhabenen Leidenschaft der Bühne nähern. Er wird es beklagen, daß er in einem sehr gut geschriebenen Stück nur Zierlichkeit antrift, die ihm gefällt, und nicht einen Strom von Beredsamkeit, der ihn mit fortreißt. Es wird ihm unangenehm seyn, nur eine schwache Regung zu empfinden und blos Beifall bezeugen zu können, da er doch wünschte, daß sein Geist staunen, und sein Herz erschüttert werden mögte *.



* Man sollte wenigstens dieser Stelle gegen den franzö-

Auf diese Weise wird er die Alten nicht nach ihrem Namen, nicht nach der Zeit, in der sie lebten, sondern nach ihren Werken selbst beurtheilen. Nicht das Alter von drei tausend Jahren, sondern die Sache selbst muß gefallen. Wenn eine alte persische Münze schlecht geprägt worden ist, was liegt mir denn daran, daß sie des Histaspes Sohn im Bildniß aufweist. Die Varinsche Münze ist neuer, aber unendlich schöner.

Wenn der Mahler Timantes iezt seine Aufopferung der Iphigenia, die mit vier Farben gemahlt war, neben den Schildereien in dem herzoglichen Pallast aufstellte; wenn er uns sagte: einsichtsvolle Männer in Griechenland haben mir versichert, es sey ein fürtreflicher Kunstgrif, daß er Agamemnons Gesicht verhüllet habe, weil er befürchtet, der Schmerz desselben mögte dem Schmerz der Clytemnestra nicht gleich seyn, und die Thränen des Vaters mögten die Maiestät des Monarchen erniedrigen — so würden sich Ken-

französischen Euripides das Wort zuweilen beifügen. Dann würde man dem Verfasser Recht geben können. Denn Racine hat oft den Fehler vermieden, den man ihm zu allgemein vorwirft.

Anmerk. des H.

Kenner finden, die ihm zur Antwort gäben: Das ist ein schöner Einfall des Geistes, aber keine Schönheit der Mahlerey — ein Schleier über dem Kopf deiner Hauptperson macht auf einem Gemählde eine widrige Würkung. Du hast in deiner Kunst einen Fehler begangen. Siehe Rubens Meisterstück an, der auf dem Gesicht der Maria von Medicis den Schmerz einer Kindbetterin, Niedergeschlagenheit, Freude, Lächeln und Zärtlichkeit, nicht mit vier Farben, sondern mit allen Farben der Natur auszudrücken gewußt hat. Wenn du wolltest, daß Agamemnon sein Gesicht etwas verbergen sollte, so mußte er einen Theil desselben dadurch bedecken, daß er seine Hände an die Stirne legte oder vor den Augen hielt, nicht aber es mit einem Schleier verhüllen, den nie Männer getragen haben, und der dem Auge eben so widrig als dem Costum entgegen ist. Du hättest sollen einige Thränen sehen lassen, die herabrannen, und die der Helt zu verbergen suchte. Du hättest in seinen Zügen die Bewegungen eines Schmerzes ausdrücken sollen, den er gern besiegen will. Du hättest in dieser Stellung Maiestät und Verzweiflung vereinigen sollen. Du bist ein Griche und Rubens ist ein Niederländer. Aber der Niederländer übertrift Dich.

## §. 8.

# Ueber eine Stelle Homers.

Ein florentinischer Gelehrte von richtigen Einsichten und ausgebildeten Geschmack befand sich einmal in des Lord Chesterfield Bibliothek mit einem Professor aus Oxford und einem Schottländer zusammen, welcher letzte Fingals Gedicht sehr rühmte und sagte: es sey in der Sprache des Walliserlandes geschrieben, die noch zum Theil die Sprache der Nieder-Bretannier ist. Wie schön ist doch das Alterthum! rief er aus, Fingals Gedicht ist seit beinahe zwei tausend Jahren von Mund zu Mund bis auf uns gekommen, ohne ie verändert worden zu seyn — So viel Gewalt haben wahre Schönheiten über den Geist des Menschen! Hierauf las er der Versammlung den Anfang des Fingals vor:

„Cuhulin saß an der Mauer von Tura „unter einem Baum, dessen Blätter sich be„wegten. Seine Pique stand an einem mit „Moos bedeckten Felsen. Sein Schild „lag auf dem Grase zu seinen Füßen. Er „beschäftigte seine Gedanken mit der Erinne„rung an den großen Karbar, einen Held, „den er im Kriege ermordet. Moran, Fi„tilhs

„tilhs Sohn, Moran, der am Ocean die „Wache hatte, trat vor ihm und sagte:

„Stehe auf, Cuhulim, stehe auf! Ich „sehe Suarans Schiffe. Die Feinde sind „zahlreich. Mehr als ein Held rückt auf „den schwarzen Wogen des Meers heran.

„Cuhulin mit den blauen Augen ant„wortete ihm: Moran, Fitilhs Sohn, du „zitterst auch immer. Deine Furcht verdop„pelt der Feinde Menge. Vielleicht ists „der König vom wüsten Gebirge, der in Ul„lins Ebene mir zu Hülfe eilt. Nein, sagte „Moran, es ist Suaran selbst. Er ist so „groß als die Spitze eines Eisgebirges. „Ich habe seine Lanze gesehen — sie ist „wie eine hohe Fichte, welcher ein Sturmwind „die Aeste entrißen. Sein Schild ist wie „der aufgehende Mond. Er saß am Ge„stade auf einem Felsen und gleich einem „Gewölk, das ein Gebürge bedeckt" u. s. w. Sehen Sie, rief der oxfordsche Professor, das ist die wahre Sprache Homers!

Der Florentiner hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört und sagte: er sey durch alle diese Figuren nicht sehr gerührt, und ihm gefiele der simple, edle Stil Virgils viel besser. Der Schottländer wurde bei diesen

Worten vor Zorn ganz blas. Der oxfordsche Professor zuckte aus Mitleiden die Achseln. Allein Lord Chesterfield flößte dem Florentiner durch eine lächelnde Mine des Beifalls Muth ein. Der Florentiner sagte ihnen, wie er sich unterstützt sahe, ganz erhitzt: Meine Herren! nichts ist leichter, als die Natur zu übertreiben — Nichts schwerer, als sie nachzuahmen. Ich gehöre zu denen, die man in Italien Improvisatori nennt, und ich will acht Tage lang in diesem orientalischen Stil zu ihnen in Versen reden, ohne mir die geringste Mühe zu geben, weil man sich keine zu geben braucht, um hochtrabend in nachlässigen Versen zu seyn, die fast immer von einerley Beiwörtern strozen, und Schlachten auf Schlachten zu häufen und um Chimären zu schildern.

Wer? antwortete ihm der Professor, Sie wollten in diesem Augenblick ein episches Gedicht machen? — Kein vernünftiges episches Gedicht in korrekten Versen, wie Virgil, erwiederte der Italiäner, aber ein Gedicht, worin ich meinen Gedanken freien Lauf lasse, ohne mich um Regelmäßigkeit zu bekümmern. — Ich traue Ihnen das nicht zu, antworteten der Schottländer und Oxfordter. — Nun! geben Sie mir eine Materie auf, erwiederte der Florentiner,

ner. Der Lord Chesterfield gab ihm hierauf die Materie vom schwarzen Prinzen, dem Sieger in der Schlacht bey Crecy, der nach der Schlacht Frieden machte.

Der Dichter aus dem Stegereif sammlete seine Gedanken einige Augenblicke und fieng so an:

„O Muse Albions! Schutzgöttin der „Helden, besinge mit mir, nicht den unthätigen Zorn eines gegen Freunde und Feinde „unversöhnlichen Mannes — nicht die Helden, welchen die Götter wechselsweise ihre „Gunst schenken, ohne irgend einen Grund „dazu zu haben — nicht die Belagerung einer Stadt, die nicht eingenommen ward — „nicht die ausschweifenden Thaten des fabelhaften Fingals — sondern die würklichen „Siege eines so bescheidenen als tapfern „Helden, der Könige in Fesseln legte und seine „überwundenen Feinde ehrte.

„Schon war George, Englands Mars, „von dem hohen feurigen Himmel herab gekommen, und schwang sich auf einen unsterblichen Läufer, vor dem Limousins schönste Pferde fliehen, gleich den schüchternen „Schaafen und zarten Lämmern, die haufenweise auf einander stürzen, um sich in dem

„Schaaf-

„Schaafstall beim Anblick eines schrecklichen
„Wolfs zu verbergen, der mit funkelnden
„Augen, mit starrenden Haaren und schäu-
„mender Kehle aus dem Innern des Wal-
„des hervorkommt, und mit seinen wüthen-
„den, fleischgierigen Zähnen der Heerde und
„ihrem Hirten drohet.

„Martin, der himmlische Beschützer
„der Bewohner der fruchtbaren Touraine –
„Genevieve, die sanfte Schutzgöttin der Völ-
„ker, welche das Wasser der Seine und
„Marne trinken — — zitterten, als sie
„den stolzen George die weite Luft durch-
„kreutzen sahen. Sein Kopf war mit einer
„goldenen Sturmhaube bedeckt, welche Dia-
„manten zierten, womit ehedem die öffentli-
„chen Plätze des himmlischen Jerusalems
„gepflastert waren, als sie sich den Sterbli-
„chen während vierzig täglicher Veränderun-
„gen des leuchtenden Sterns und seiner un-
„beständigen Schwester, die über die nächt-
„lichen Schatten einen sanften Schimmer
„verbreitet, zeigte.

„Seine Hand trägt die furchtbare und
„geheiligte Lanze, womit der Halbgott Mi-
„chael, der Vollstrecker der Rache des Al-
„lerhöchsten, an den ersten Tagen der Welt
„den

„den ewigen Feind der Welt und des Schö-
„pfers zu Boden schlug. Die schönsten Fe-
„dern der Engel, die seinen Thron umgaben,
„sind aus ihren unsterblichen Fittigen gezo-
„gen, und schwebten um seine Sturmhaube,
„die von Schrecken, mörderischen Krieg, un-
„barmherziger Rache und dem Tode um-
„schwärmt wird, der alles Elend der unglück-
„lichen Sterblichen endigt. Er glich einem
„Kometen, der in seinem schnellen Lauf die
„Kreise der staunenden Sterne erschüttert,
„und Stralen eines bleichen, fürchterlichen
„Lichts zurück läßt, welche den schwachen
„Menschen den Untergang der Könige und
„Völker verkündigen.

„Er bleibt an den Ufern Charents ste-
„hen, und das Geräusch seiner unvergeßba-
„ren Waffen ertönte bis an die Sphären
„Jupiters und Saturns. Er gieng zween
„Schritte fort, und kam bis an den Ort,
„wo der Sohn des großmüthigen Eduards
„den Sohn des unerschrockenen Philipps
„von Valois erwartete" *.

Der Florentiner sprach in diesem Ton über eine Viertelstunde fort. Die Worte flossen

* Wenig Leser werden dies Fragment für ein Impromptü zu halten geneigt seyn. d. H.

flossen aus seinem Munde gedrängter und zahlreicher als die Schneeflocken, die im Winter fallen, und doch waren sie nicht kalt. Sie glichen vielmehr den schnellen Funken, die einer feurigen Schmiede entfliehen, wann die Cyklopen die Donnerkeile Jupiters auf dem widertönenden Ambos verfertigen.

Seine beiden Gegner sahen sich endlich genöthigt, ihn zu unterbrechen und zu gestehen, es sey leichter, als sie geglaubt hätten, übertriebene Bilder zu häufen, und den Himmel, die Erde und die Hölle zu Hülfe zu nehmen. Allein sie behaupteten, es sey die gröste Kunst, das Zärtliche und Rührende mit dem Erhabenen zu vereinigen — —

Der Lord und der Florentiner lasen hierauf im Ariost und Taßo. Der Schottländer wiederholte unterdessen das Lesen des Fingals, der oxfordsche Professor las im Homer und ein ieder war zufrieden.

Hieraus kann man den Schluß machen, daß der glücklich ist, der von allen Vorurtheilen frei, die Verdienste der Alten und Neuen einsieht, ihre Schönheiten schätzt, ihre Fehler kennt und verzeiht.

In 4 Wochen folgt des 4ten Theils zweite Abtheilung und Inhalt nach.

Bayerische
bibliothek
chen

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brunn, Leopold Ludwig Wilhelm

Widersprechende Fragmente neuerer Philosophen aus ihren Schriften

Bd.: 4,[1]

Wittenberg [u.a.] (1781)

Ph.u. 187-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045785-8
VD18 80125964-001